

G Ö S S

Auf dem Gebiete der heutigen Steiermark entsprossen fünf Stifte für Augustinerchorherren, zwei für Benediktiner und zwei für Zisterzienser. Die erste Blüte monastischen Lebens und Wirkens barg nicht Mönche, sondern Nonnen. Deshalb verwunderlich, weil zwei Hauptaufgaben der frühen Klosterstiftungen: die Urbarmachung des Bodens, die Seelsorge für neuerschlossene Wohnbezirke, ausgesprochene Männersache waren. Daß also hier das schwache dem starken Geschlecht den Rang ablief, muß seine besonderen Gründe haben. Sie können nur liegen im religiösen Tatendrang bestimmter Persönlichkeiten, der eben auf die Gründung eines Frauenstiftes ausgerichtet war. Vielleicht schon aus weiter Sicht und Planung. Jedenfalls hat die Stiftung territorial eine lange Vorgeschichte. Stück 13 des Steirischen Urkundenbuches von J. Zahn I, übrigens die älteste Originalurkunde des Steiermärkischen Landesarchivs, berichtet: Am 10. März 904 schenkte König Ludwig das Kind Arpo, dem Sohn des Grafen Otachar, zu Ingolstadt zwanzig Huben zu Zlaten an der Mur, in valle quae dicitur Liupinatal, in der Talenkung von Leoben. Sie lagen rund um ihr Herzstück: In villa Costiza, in Göss. Die Grafschaft Leoben wird als Liubina 14 Jahre vorher erstmals genannt. In der berühmten,



Abb. 2. Blick in den Klosterbezirk

Links Torturm aus dem Jahre 1482. Stiftskirche. Rechts Glockenturm der abgebrochenen Pfarrkirche

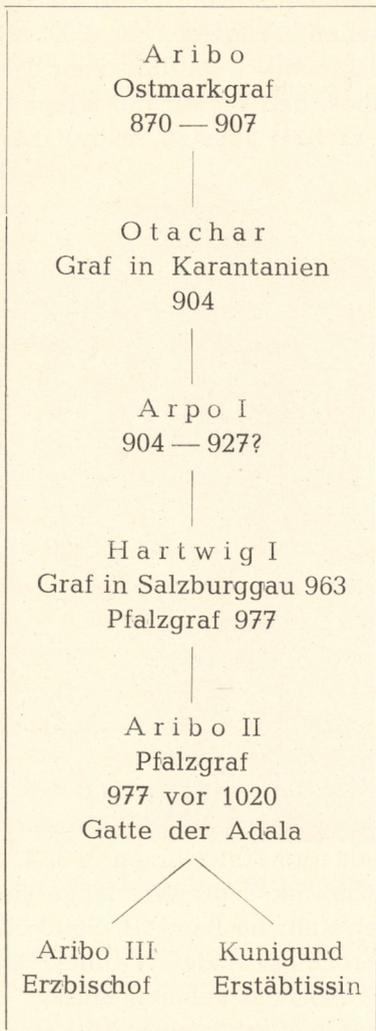
formal gefälschten Urkunde von Mattighofen vom 20. November 890, in der König Arnulf dem Erzbischofe Dietmar von Salzburg seine zahlreichen Besitzungen in unseren Landen bestätigte, darunter in Grazlupp, Teufenbach, Katsch, Pöls, Kobenz, Undrima, Lind, Bruck und Mürz. Gostiza und Gossia wird von den Slawisten mit costizza oder gostniza in Zusammenhang gebracht. Die Ausdrücke bedeuten soviel wie Herberge. Tomek leitet den Namen von gozd, Wald, ab.

Schon 904 lernen wir einen Grafen Arpo kennen, 1020 aber einen Grafen A r i b o — als Mitstifter unseres Klosters. Die Urkunde vom 1. Mai 1020, ausgestellt in Fulda, — siehe Abschnitt Stift- und Bestätigungsbriefe — erweist sich nach Form und Inhalt nicht als Gründungsakt, sondern als Gründungsbericht: Kaiser Heinrich II. nimmt das Jungfrauenkloster, das monasterium puellarum, in seinen besonderen Schutz und gewährt ihm namhafte Freiheiten. Die carta immunitatis, die schriftliche Zusicherung der Unverletzlichkeit, gewährleistet äußere und innere Freiheit, Schutz vor Bedrohern der Güter, unabhängige Wahl der Äbtissinnen. Darüber hinaus wird Göss dem Kaiser unmittelbar unterstellt — Reichsabtei, die einzige in den österreichischen Erblanden. Die kirchliche Zustimmung zur Klostergründung „in Gossia“ hatte Papst Benedikt VIII. bereits im April 1020 durch eine in Bamberg ausgestellte Bulle gegeben. Mangels früherer Beweistümer ist die umständliche Anführung der Vorgeschichte von besonderem Werte: Als Gründer erscheint dort der Archidiakon des Erzbistums Salzburg, der Hofkaplan und Anverwandte, consanguineus, des Kaisers, als erste Äbtissin seine Schwester Kunigunde. Von der Mithilfe ihrer Eltern wird nur gesagt: Mutter Adala incepit, begann die Stiftung, ihr Gemahl Aribo gab die Zustimmung — gewiß nicht mit leeren Worten und Händen. Der treibende Faktor der Gründung war zweifellos der Archidiakon Aribo, der schon 1021 zum Erzbischof von Mainz aufrückte und als solcher auf einer Italienreise am 6. April 1031 in Como starb. Die höchst ehrenvolle Ernennung war gewiß auch eine Art Belohnung für seine Verdienste um die Gründung von Göss, ihre Erstursache jedoch der selbstlose Eifer für das Wohl der Kirche und das Heil der Seelen . . . Noch im Jahre 1020 überließ der Kaiser seinem Hofkaplan Aribo elf namentlich aufgezählte Hörige mit der Auflage, daß sie nach Aribos Tode samt ihren Familien dem jungen Stifte zu Eigen fallen sollen. Als Begründung wird angegeben: Sorge für das Seelenheil des Kaisers und der Kaiserin. Am 16. Mai 1023 machte Heinrich II. zweimal zu Köln unmittelbare Schenkungen an Göss, seine Güter zu Dimlach bei Kapfenberg und zu Laming bei Bruck. Beidesmal wird ausdrücklich vermerkt, daß es auf Befürwortung der Kaiserin Kunigunde geschah. Wir dürfen also nicht ohne Rührung zur Kenntnis nehmen, daß die ersten Wohltäter des ältesten steirischen Stiftes ein von der Kirche heilig gesprochenes Herrscherpaar waren. Wir werden sehen, daß dieses erlauchte Beispiel noch mehrmals von österreichischen Kaisern und Herzogen Nachahmung fand.

Den Stammbaum der Stifterfamilie führt, wie das nebenstehende Schema zeigt, Professor Hans Pirchegger 1949 in Leo Santifallers Festschrift zur Feier des zweihundertjährigen Bestandes des Haus-, Hof- und Staatsarchivs über hundert Jahre zurück auf jenen „überaus berühmten“ Aerbo, Aribo, der nach der Chronik Frutolfs oder Ekkehards auf der Wisentjagd verunglückte. Volkslieder sangen noch lange seinen Ruhm. Arpo I. Bruder war Ottachar, von dem die T r a u n g a u e r abstammen. So tritt Stift Göss lange vor ihrer Gründung in „verwandtschaftliche Beziehungen“ zu den Stiften Rein und Vorau, die ihr Dasein Traungauern verdanken. Der Gemahl der Stifterin Adala gründete um 995 das Stift S e o n in Bayern, wo er auch begraben liegt.

Als Salzburger Archidiakon und als Mainzer Erzbischof war Aribo ein ausgesprochener Gönner der K a n o n i s s e n, der gottgeweihten Frauen, sanctimoniales, die keine klösterlichen Gelübde ablegten, sondern nach den Synodal-Canones und bischöflichen Anordnungen lebten. Sie waren weder zur persönlichen Armut, noch zur strengen Klau-

sur, noch zur dauernden Ehelosigkeit verpflichtet. Schon P. Martin Riesenhuber hat in Buchbergers Kirchenlexikon angenommen, daß auch Göss zu den Kanonissenstiften gehörte, dasselbe tat überzeugender Dr. F. R. Bendel in Würzburg. Dechant i. R. Karl Bracher, schon als Kaplan von Göss intensiv mit der Stiftsgeschichte befaßt, hat aus Urkunden und Archivalien Begründungen zusammengetragen, die dies außer Zweifel setzen: Äbtissin Kunigund II. trägt auf dem Gösser Ornat nicht das Kleid einer Benediktinerin sondern einer Kanonissin, ebenso Äbtissin Herburgis auf den von ihr veranlaßten Fresken in der Michaelskapelle. Göss hatte eine Reihe von Amtswalterinnen, die sich nur in den Kanonissenstiften fanden: Dechantin, Kaplanin, Magistra domicellarum, oder wie die Gösser Chronik sie lieblich nennt, „Freyle-Meisterin“. Laut derselben Chronik besaßen die Chorfrauen hier noch lange nach dem Eintritt ihr Erbvermögen und bestritten daraus ansehnliche Stiftungen. Die „Clausur und Spör“ wurde laut Chronik erst 1595 eingeführt, „dan vor(her) ist das Convent (!) vnd die Frau Abbtissin aussgangen, auch auf ihre Mayrschaften vnd Gülten gefahren“. Äbtissin Wilburgis starb auf der Reise nach — Rom. Die Stiftskirche war zugleich Pfarrkirche mit Taufstein und Friedhof. Die Äbtissinnen beriefen sich, wenn man sie nach Art der strengen Orden reformieren wollte,



immer wieder auf ihre verbrieften „Freyheiten“, sie waren also keine „disziplinlosen“ Benediktinerinnen, sondern zu anfangs mindestens — Kanonissen. Wenn nun aber in der kaiserlichen Bestätigungsurkunde steht, daß die „Puellae“ in Göss ad regulam sancti Benedicti, nach der Regel des hl. Benedikt leben würden, kann dies angesichts der angeführten Tatsachen nur im übertragenen Sinne gelten — mittelbar galt die Benediktus-Regel auch für Augustinerchorherren, Kanoniker und Kanonissen, die gelegentlich auch Domfrauen genannt werden.

In welchem Jahr geschah die Gründung? Nun, nach ihm fahnden die Forscher seit Jahrzehnten vergebens. Wir besitzen zwar eine „Khurtze Relation der Stüfftung disses Fürstlichen Stüffts“, in Wahrheit eine recht umfangreiche Chronik. Sie ward verhältnismäßig früh begonnen. Schon 1652. Der Chronist läßt

den Ruhm dieser wissenschaftlichen Tat der Äbtissin Maria Johanna Gräfin von Khollo-nitsch, die am 24. Mai 1640 erwählt ward. Sie habe die Quellen „mit grossem Fleiss vnd Emsigen Nachsehen auss den Stüfft vnnnd anderen Donation Brueffen“ zusammen getragen, er, der Schreiber, „dess gantzen Convents Vnwürdiger Beicht vatter vnnnd Supremus“ P. Marcellin Preinmann, Admonter Benediktiner, habe nur eine „khlaine, doch Schuldige vnnnd gebürente Mithilff“ geleistet. Doch schon die Bemerkung, er habe am 2. Juni seine Niederschrift begonnen und am 2. Juli 1652 beendet, beweist seinen Willen zur wissenschaftlichen Genauigkeit. Von den Quellen, auf die sich die Chronik stützt, gibt der Chronist selbst eine an: Das noch erhaltene Äbtissinnenverzeichnis, das Caspar Bruschius, Poeta laureatus, gekrönter Dichter, und Palatinischer Graf in der Amtszeit der Äbtissin Amalia Leiser „auss villen brüeffen“ zusammengestellt hatte. Die Chronik, nach Preinmann noch von fünf, sechs Händen weitergeführt, ist nach Analogie der meisten Stiftschroniken biographisch gegliedert: Nach dem Wirken der Vorsteherinnen, aus deren

Amtsperioden alle vorhandenen Unterlagen wiedergegeben werden, Disziplinarverfügungen und Besitzerwerbungen, Bauausgestaltungen und Steuerleistungen, Wahlberichte und Profesaufnahmen. Schon 1428 findet sich eine wohl lückenlose Aufzählung der 16 damals in Göss lebenden Chorfrauen. Es ist nicht verwunderlich aber bedauerlich, daß 1650 nur noch ganz spärliche Quellen aus der sechs-, ja siebenhundert Jahre zurückliegenden Frühzeit vorlagen. So begnügen sich manche Forscher mit der bequemen „Fixierung“: Gründung vor 1020. Obwohl doch schon der Chronist feststellt, das Kloster sei, wie aus den alten Fundationsbriefen zu ersehen, „vngefehr im 1000. Jahr“ gestiftet, ja erbaut worden. Das „ungefähr“ entwertet natürlich die Datierung zum Teil, stutzig gar macht die Verwechslung der Zuwendung Aribos, den Preinmann schon 1020 Erzbischof sein läßt, mit der Schenkung Ludwig III., die er 1004 ansetzt. Bischof Martin Brenner notiert anlässlich einer Visitation als Gründungsjahr gleichfalls „im 1000“. Am häufigsten wird, zumal bei älteren Autoren, 994 als Stiftungsjahr angegeben, ohne freilich einen zwingenden Grund aufzuzeigen. Bracher hält das Jahr 1000 für durchaus glaublich.

Die Chronik macht in pedantischer Numerierung 40 Äbtissinnen namhaft. Auch sie behauptet nicht, eine von Anbeginn an geführte Liste vorgefunden zu haben, sie be ruft sich vielmehr auf Briefe und — Begräbnisorte. Erst bei der 21. Äbtissin, bei Anna von Pux, nach der Chronik die 16. Äbtissin, eine Diemund ein, nach dieser eine Gertrud, zählte nun aber nicht 42, sondern nur 37 Äbtissinnen. Wieso? Er strich nämlich aus dem Verzeichnis der Chronik die Äbtissinnen 2, 3, 4, 5 und 10. Die letzte ist Katharina Trunauerin, von der die Chronik sagt: Wie lange sie regiert und wann sie gestorben, ist unbekannt. Muchar aber stellt im Band III, Seite 389, fest, daß sie im Jahre 1200 als Äbtissin nachweisbar ist. Trotzdem findet Wichner, daß er „auf so vage, nicht dokumentierte Angaben hin“ davon Abstand nehmen müsse, „selbe in die Reihe der Äbtissinnen einzufügen“. Wichner hat weiterhin auch Äbtissin Katharina von Saurau nicht in sein Verzeichnis aufgenommen, die der Chronik unbekannt, am 21. Juli 1349 einen Güterverkauf tätigte und 1354 eine Jahrtagsstiftung machte. So darf es nicht wunder nehmen, daß er auch den vier Vorsteherinnen Adelheid, Diemudis, Margarethe und Hema, die der Chronik zufolge nach der Erstäbtissin regierten, die Existenz abstreitet. Dies tut auch Emilie Aichberger. Doch dünkt mich dies zu weitgehend. Gewiß, urkundlich ist ihr Dasein nicht nachzuweisen. Doch sprechen nicht bloß Pergamente, sondern auch Steine, Grabsteine. Die Chronik weiß nicht, wann und wie lang diese vier Äbtissinnen regiert haben, bekundet aber von dreien, wo sie bestattet wurden: Adelheid und Hema „in Sanct Pancratij Capellen“, Margaretha im „Leczgaden“, im Lesgaden, Gaden der Lesung, im — Kreuzgang! Dieser „Lesegarten“ war ja gemeiniglich in alten Klöstern der Begräbnisort. Wo kann die Chronik so konkrete Mitteilungen herhaben? Aus Nekrologien, Gedenkbildern, Gedächtnistafeln, Epitaphen! Ein solches hat gewiß jede Äbtissin bekommen, erhalten sind sie aber erst seit 1498 — seit dem goti-



Abb. 3.
Siegel aus dem 13. Jahrhundert

schen Neubau. Die früheren wurden eben wie leider auch anderwärts, als Baumaterial „verwertet“. Die alten Nekrologien tragen meist keine Jahreszahl, vielleicht taten es auch die alten Grabsteine nicht. Caspar Bruschius hatte noch keine Numerierung der Äbtissinnen, der Chronist kann sich dabei geirrt haben! Adelheid und Diemudis rangieren, wenn auch später, noch in unseren kritischen Äbtissinnenreihen, sie können wir also hier ruhig „streichen“. Margaretha und Hema aber erlauben wir uns, ohne uns über die Frage ein endgültiges Urteil anzumaßen, mit Klammern dort einzureihen, wo ohne sie eine 50- bis 60jährige Lücke in der Äbtissinnenreihe klafft, bei Richardis mit Jaksch statt 1070 „raumausfüllend“ 1066 — 1088 zu setzen, mit Aichberger Wichners Gertrud I., deren einmalige urkundliche Nennung höchstwahrscheinlich auf einen Schreibfehler zurückzuführen ist, wegzulassen.

Zu Äbtissin Wilburgis vermerkt die Chronik, daß unter ihr Papst Leo IX. „wellicher ein Teutscher gewesen“, 1044 höchstselbst die Kapelle Sankt Lamberti geweiht habe. Schon Wichner weist darauf hin, daß 1040 noch Benedikt IX., Leo IX. aber erst ab 1048 regierte. Die Lösung des Widerspruchs mag darin liegen, daß der nachmalige Papst als Apostolischer Delegat die Weihe vornahm. Tomek verlegt die Weihe in das Jahr

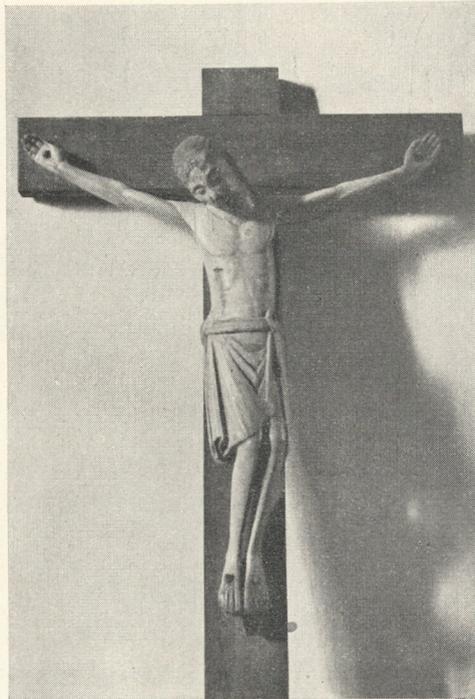


Abb. 4. Gösser Kruzifix um 1180

dorf, Neumarkt, Krieglach, aber auch bei Straßgang und Wildon, sogar in Kärnten bei Sörg, Pulst und Lebmach. Nicht weniger als zehn Kardinäle sind unterschrieben. Zahn findet die Zeugen „plausibel“, die Urkunde, auf „deutschem Pergament“ geschrieben mit später eingehängter Bleibulle, hält er für ein „reskribiertes Original“, eine spätere Abschrift. Und er weist darauf hin, daß in einer Admonter Urkunde vom 7. Juni 1188 eine Gösser Nonne namens P e r h t a erwähnt wird, die sich auf derlei heikle Arbeit verstand. Dieser authentischen Quelle zufolge hat der Dekan des Klosters das Dokument, das teilweise durch Feuer zerstört war, der „Mönchin“ zum „Reparieren“ übergeben. Sie war dazu bestens in der Lage, denn ihr war der Wortlaut notissimus, wohl vertraut. Also eine richtige Domina literata. Da dank bedauerlichen Vorgängen bei der Aufhebung die zweifellos vorhandenen Folianten liturgischen Inhalts so ziemlich restlos verloren gegangen sind, damit auch alle Aufschlüsse über ihre Hersteller, müssen wir für diese zufällig gerettete Notiz doppelt dankbar sein. Denn sie beweist, daß man sich in diesem Frauenstifte auf die mühsame Schreibkunst wohl verstand, daß die „weiblichen Handarbeiten“ sorgfältig gepflegt wurden, dafür haben wir im Gösser Ornat ein kontinental berühmtes Beweisstück.

Wie sah das ursprüngliche Kloster, die erste Kirche aus? Auf diese Frage gibt

1052, da Papst Leo IX. damals „steirischen Boden betrat“. Äbtissin Richardis wieder habe 1128 einen „Freyheit Brüeff ausgebracht“, demzufolge Göss niemand anderem untertänig sein solle, „alss Ihr Böpstlicher Heyligkhait vnd dem Römischen Kayser.“ Von „Adoleusia“, Adelheid, weiß die Chronik nur zu berichten, daß ihr Papst Eugen III. die „Guetter“ des Stiftes bestätigte. Diese sind in Zahns Urkunde vom 13. April 1148, Rheims, einzeln aufgeführt. Sie lagen bei Niklasdorf, Schladnitz, Laming, Tragöß, Röthelstein, Dimlach, Waltenbach, Fohnsdorf,

leider weder Bild noch Schilderung Antwort. Die selbstverständliche Annahme, daß sie im romanischen Stile erbaut sein mußte, läßt uns unschwer eine Vorstellung machen. Da es sich um eine „kaiserliche“ Stiftung, um ein durch den Eintritt zahlreicher Chorfrauen aus den ersten Familien des Landes wohldotiertes Stift handelte, dürfen wir ruhig die großen Stiftskirchen wie Seckau, Gurk, St. Paul, zu Vergleichen heranziehen. Dehio hält dafür, daß die frühromanische dreischiffige Basilika denselben Grundriß aufwies, wie die Stiftskirche in Michelbeuern und das von zwei Türmen flankierte Chorquadrat an schwäbisch-oberrheinische Vorbilder gemahne. Einen annähernden unmittelbaren Hinweis haben wir in unserer Abb. 3, in einem Siegel aus dem 13. Jahrhundert. Wir sehen im damals hergebrachten spitzovalen Rahmen den abgekürzten Leoninischen Hexameter: ADELA SUMME DEUS, HOC FERT TIBI FAMULA MUNUS, Adula, oberster Gott, dies bringt Dir die Magd zum Geschenke! und einen Kirchenbau, von der Stifterin knieend emporgehalten, von des Ewigen Schwurhand gesegnet. Der Bau selbst zeigt ein zweigeschossiges Langhaus, eine dreigeschossige Apsis mit Kuppelbekrönung, dazwischen einen sechsgeschossigen zugespitzten Turm. Alles aus Rundbogen, am Turm gekoppelt, gebildet. Arnold Luschin bringt 1874 in seiner Studie „Die Mittelalterlichen Siegel der Abteien und Convente in Steiermark“ noch drei Gösser Siegel. Bis auf das letzte vom Jahre 1489, das einen hinter der Kirche aufragenden gotischen Turm mit Kreuzrose bringt, zeigen sie mit geringfügigen Abänderungen dasselbe Motiv.

Doch die Sigilla sind einerseits der schweifenden, ausschmückenden Phantasie, andererseits der uniformierenden Typenbildung unterworfen. Es sind uns aber noch mehr Überbleibsel vom Urbau, als die flüchtige Wanderung wahrnimmt, erhalten. Der romanische Unterbau der Türme ist nur für den Kenner sichtbar, allein der stimmungsvolle Durchgang — Abb. 5 — südlich des Gotteshauses zeigt, auch wenn der Eingangsbogen gotisch umgeformt ist, vor allem in seinem niederen „plumpen“ Tragpfeiler ein Detail der Frühzeit. Die geschlossenste und eindrucksvollste Partie, die glücklicherweise dem gotischen Neubau entging, ist die Krypta — Abb. 6 — die Begräbnisgruft. Berta Pelican hat die Vermutung ausgesprochen, daß sie mit der in der Chronik auf den ersten Seiten wiederholt genannten Pankratius-Kapelle, von der „man eigentlich nit weiss, wo sie gewesen“, identisch ist. Das stimmt aber nicht, diese lag im linken Turmgeschoß. Die Gruft, die Dehio noch in das 11. Jahrhundert verlegt, zeigt unbeholfene Kreuzgewölbe, die auf vier basenlosen Rundsäulen aufrufen. Die zwei vorderen sind ungleich: die linke ist gestückt, die rechte, schlanker gehalten, ist ein Monolith und schraubenförmig kanneliert. Sie weist eine verblüffende Ähnlichkeit auf mit einem Träger der römischen Grabkapelle, die 1859 aus einem Bachbett bei Donawitz ausgegraben und nunmehr mit einigen Ergänzungen im Joanneumgarten aufgestellt wurde. Nur dieser ist „echt“, der andere eine angeglichene Neuschöpfung. Interessanterweise haben die beiden Säulen, die in der Gruft und die im Joanneumgarten, an der dicksten Stelle genau denselben Umfang, nämlich 77 cm. Am Abstieg zur Krypta sieht man noch heute Stöße von Totengebeinen, die nach Auflösung des Friedhofs hierher gebracht wurden, im Raume selbst stehen dichtgereiht Totentruhen. Berta Pelican schildert treffend das ernste Milieu: „Zwischen den Säulen stehen nun, vom matten Dämmerchein, der durch ein kleines Fensterchen an der Rückwand einfällt, erhellt, die hölzernen Särge der Nonnen. Sie sind einfach durch das Auflegen des Deckels geschlossen, und wer kein Grauen empfindet, mag einzelne derselben öffnen und die eine oder andere der stillen Schläferinnen betrachten, die die Hände, die ein Kruzifix halten, gefaltet, den Sturz über die Schläfen gezogen, dem Tag der Auferstehung entgegenschlummern.“ An dem längst entfernten Gruftaltar hing einst der kleine aber schöne Crucifixus (Abb. 4) aus den Jahren um 1180, der später in die Sakristei wanderte und nun im Diözesanmuseum als sein ältestes Stück pietätvolle Aufbewahrung findet. Eine chemische Untersuchung in Wien ergab die unerwartete

Tatsache, daß der Kopf aus Fichten-, Körper und Glieder aber aus Pappelholz bestehen. Vielleicht ist also das Haupt eine spätere Ergänzung.

Das ungleich kostbarere Vermächtnis der weihevollen Zeit der Romanik ist aber der bereits genannte Ornat. Der Chronist erwähnt ihn selbst in einer Randbemerkung, freilich nicht eben begeistert: „Ist von geringer und doch nicht gar rechter Deppich-Nath auf einer gemeinen Deppich-Nath Leinwand“. Aber er registriert doch nicht ganz ohne Stolz die zahlreichen „ausgenähten Figuren“. Daß uns dieses zarte Kunstwerk aus Linnen und Seide viele Jahrhunderte lang beinah zur Gänze gerettet blieb, wirkt wie ein kunsthistorisches Wunder. Zumal daß es den Greuel der Aufhebung heil überstand.

Einer seiner ersten Besprecher erinnert mit grimmigem Humor an die Tatsache, daß damals „von Göss allein zwei Flösse gefüllt mit wertvollen Paramenten auf der Mur hinab nach Graz in die — Raubergasse wanderten“. Seit einem Jahrhundert fand er, der 1873 eine Zierde der Wiener Weltausstellung bildete, bewundernde Würdigungen. Bereits 1858 hatte Kanonikus Franz Bock in den Mitteilungen der

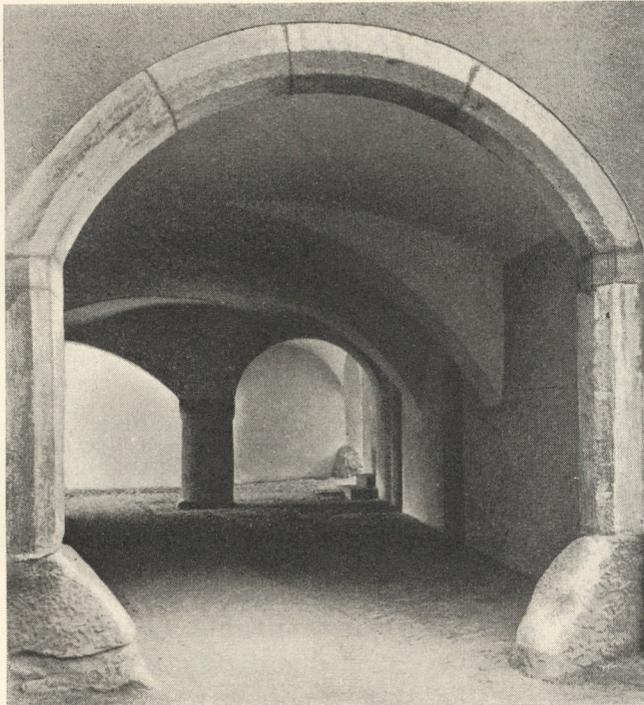


Abb. 5. Durchgang zum Brunnenhof

brachten auch Abbildungen. Die fachkundigste Würdigung danken wir Regierungsrat Moriz Dreger in der vornehm gehaltenen Zeitschrift „Kunst und Kunsthandwerk“ 1908. Sie schließt mit der vielsagenden Feststellung: „Es gibt nur ganz wenige Stickereien aus der romanischen Zeit, die uns die Farbenpracht in so wundervoller, fast unvergleichlicher Weise vor Augen führen können . . . Der Ornat übertrifft, abgesehen von der Vollständigkeit und Erhaltung der Farben, fast alles sonst Erhaltene durch die großartige Kühnheit der Gesamtausführung. Wenn man einmal einen wirklichen Überblick über die Entwicklung deutscher romanischer Kunst zu geben unternimmt, dann wird dieses Werk einen besonderen Platz einnehmen müssen.“ Wie Gotik und Barock „vielleicht nirgends eine so kühne und malerische Entwicklung genommen haben wie auf südlich-deutschösterreichischem Boden, so war es anscheinend auch schon in der spätromanischen Zeit der Fall und unser Ornat ist vielleicht der bedeutendste Beleg hiefür“. Die Revue brachte 20 Illustrationen. In fraulicher Einfühlung versenkt sich Berta Pelican in die „zarten Produkte der Spindel, Webe und Nadel“.

Eine einigermaßen erschöpfende Schilderung des Ornats würde mehr Raum beanspruchen, als mir für den ganzen Abschnitt Göss zur Verfügung steht. Ich muß mich auf knappe Hinweise beschränken. Die zu einem Ornat gehörigen Kleinteile wie Kelchtuch,

Zentral-

kommission den Anfang gemacht. Der kunstbewanderte Pfarrherr von Göss, Finster, schilderte ihn 1874 im „Kirchenschmuck“, der eine farbige Wiedergabe brachte. Auch das Ausland nahm gebührend Notiz.

Der bekannte Jesuit P. Josef Braun besprach ihn 1907 in seinem epochemachenden Werk „Liturgische Gewandung“, der Franzose Rohault de Fleury in seinem Buche „La Messe“, beide

Stolen und Manipel, sind nicht auf uns gekommen, wohl aber fünf zweifellos zusammengehörige Großstücke: Antipendium, Dalmatika, Tunicella, Pluviale und Kasel. Material überall dasselbe, „schütteres“ Leinen, wie Dreger sich ausdrückt, der Schmuck mit „offener Stickseide von ganz schwacher Drehung“ (Pelican) aufgetragen, Stichtechnik kurz gezogene Gobelin-Stiche, gedehnte Plattstiche und gewundene Zopfstiche. Gesamtprogramm der Darstellungen: Heiligenfiguren, Tiergestalten, Spruchbänder, als Dekorationen Ranken, Teppichmuster, Medaillone, in den Borten Ketten- und Mäandermotive, Kruckenkreuze und Hakenkreuze friedlich nebeneinander. Am 3 m langen und 1 m hohen Antipendium fesseln vor allem drei kreisrunde Bilder: Maria Verkündigung, Thronende Madonna und Dreikönige. Zwischen den beiden letzteren unten eine Frau mit einem zweitürmigen Kirchenmodell, zu ihren Häupten steht Adala Fundatrix. Die Stifterin trägt einen Heiligenschein, Abtissin Kunigund das Staatskleid der Kanonissinnen. Die Dalmatika trägt in Rechteckschilden über ein Hundert Tiergestalten wie Adler, Greif, Taube, Drache, Hirsch, Panther, Einhorn, Steinbock, Elefant, Dromedar usw. Der ganze Physiologus ist aufgeboten, die ganze Tiersymbolik der Romanik breitet sich farbig aus. Ähnlich in der Tunicella, nur daß hier die Tierfiguren in kleineren Kreisen aufgestickt sind. Am Pluviale dominiert unter dem Halsausschnitt zwischen Lilienstengeln Maria Lactans, von den sie einst umgebenden Evangelistensymbolen sind noch voll sichtbar Löwe und Rind, die beiden oberen sind von Ausbesserungsaufgaben verdeckt. Die Tierquadrate füllen zwei Flächen des Dreiecks, der rechte Flügel ist mit angestückten Ziermotiven bedeckt. Trotz einer recht radikalen Umformung bleibt die *K a s e l* das bewunderte Glanzstück. Das Figurale waltet imponierend vor. Auf der Rückseite oben im Sternenhimmel thronend der segnende Welterlöser, darunter in einer echt romanischen Rundbogenarchitektur stehend je ein Vertreter der neun Chöre seliger Geister, auf der Vorderseite — Tafel 13 — übergroß die Golgothaszene, darunter in Rundbogennischen die Zwölfboten, von denen freilich heute vier — abgeschnitten sind. Die Kasel war nämlich ursprünglich ähnlich dem ausgebreiteten Pluviale glockenförmig, vielleicht durch Schadhaftigkeiten bewogen, hat man ihr durch eine gewagte Operation eine flache Baßgeigenform gegeben. Wir sehen also, der ganze Ornat ward reichlich überarbeitet, gezwungen oder mutwillig wurden zahlreiche „Transplantationen“ vorgenommen — trotzdem, der einmalige Reiz des ganzen Ensembles hat nicht ernstlich gelitten, ward beinahe verstärkt: Denn er besteht nicht zuletzt in dem zum System erhobenen Gesetz der Unsymmetrie, die kleinen Unregelmäßigkeiten der durchgängigen Handarbeit verscheuchen jeden Gedanken an maschinelle Gleichförmigkeit und Eintönigkeit. Das Höchste, was diesem Kulturschatz zum Lobe gesagt werden kann: Das Figurenspiel, zumal an der Kasel, sichtlich einem Mosaik oder der Buchmalerei abgeguckt, leuchtet, wie alle Besprechungen einstimmig feststellen, nach siebenhundertjährigem Bestehen, farbenfroh und mystisch schimmernd gleich gotischen Glasmalereien.

Alter und A u t o r ? Die Doppelfrage ist durch mehrfache Inschriften eindeutig geklärt. Am Antipendium steht zu lesen: Chuneg(undis) Abba(tissa) me fec(it), Äbtissin Kunigund hat mich gearbeitet. Daß nicht, wie die ältere Überlieferung vermeinte, die Erstäbtissin das Werk schuf, sondern Kunigund II., die den Urkunden zufolge von 1239 bis 1259 amtierte, ist dem einigermaßen stilistisch geschulten Auge auf den ersten Blick klar. Das Pluviale macht es für gewiß, daß diese gebenedeite Frau den Ornat nicht nur in Arbeit gab, sondern in den Zierstücken mit eigener Hand fertigte. Nur so beläßt man dem aufgestickten Verspaar seinen unmittelbaren Sinn:

Dev die Himelisch Chuneginne geziret hat mit der siden wat

Dev helfe ir vnde ir Gesinde hin ze ir Heiligem Chinde.

Dem Sinne nach in unser heutiges Deutsch übertragen: Die die Himmelskönigin zierte mit dem seidenen Linnen, der und ihrem Gesinde ver helfe sie hin zu ihrem heiligen Kinde! Apart ist das Zusammenklingen der Worte Königin und Kunigunde. Den Dop-

pelsinn des dev, der unserer „Übersetzung“ zugrunde liegt, hat Dr. Dreger grammatikalisch gedeutet und belegt. Kanonikus Bock las persiden wat, persische Seide. Pelican, die dem Ornat drei Strichätzungen und fünf Autotypien widmet, stellte fest: Die Vorzeichnungen mit Rohrfeder oder Pinsel sind auf dem Leinengrund aufgetragen; er ist durch die Stickereien völlig bedeckt, „so daß der Stoff gar nicht mitspricht“. Der Ornat wurde nur getragen in der Woche vor dem 7. September, der als der Todestag der Stifterin galt. Am selben Vorabend von Mariä Geburt wurde die „Strüzl- und Käs-Weih“ vorgenommen, die Bäckereien wurden sodann an Arme und Klosterhörige verteilt. Also ein sympathisch anmutendes Familienfest im Klosterhof. Heute prangt der Ornat als Paradestück im Wiener Museum für angewandte Kunst, Stubenring 5, im Parterresaal links, als Blickfang unmittelbar an der Eingangstüre.

Gesegnet ist in den Kreisen der Kunsthistoriker, aber auch aller Heimatfreunde, das Andenken an die Äbtissin Cuni-gund II. ob ihrer gestickten Ikonen, die einigen Ersatz für die verlorenen Handschriften und Miniaturen ihrer gewiß auch

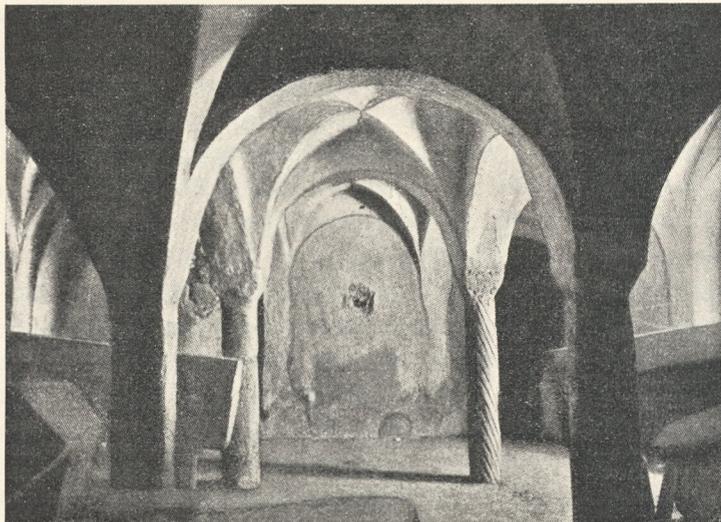


Abb. 6. Die Krypta

St. Michael, die seit dem kurzen Bistumszwischenspiel den Namen Bischofskapelle führt. Ihre zweigeschossige Apsis ist auf unserer Tafel 11 links neben dem Baume gut auszunehmen. Wann ward die Kapelle erbaut? Dr. Eduard Andorfer hat ihr 1933 in der Hermann-Egger-Festschrift eine tieferschürfende Studie gewidmet. Wie er selbst angibt, hat ihm die historischen Unterlagen für die Deutung der Gestalten und Inschriften Karl Bracher geliefert. Andorfer untersucht Architektur, Raumverteilung und Zierwerk, um im Vergleich mit anderen Bauten das Alter zu bestimmen: „Einen wichtigen Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung der Kapelle bietet die Reliefornamentik der Wandkonsolen. Spätromanische Stilisierung verbindet sich hier mit einem zaghaft aufkeimenden frühgotischen Naturalismus zu recht eigenartigen Lösungen.“ Er kommt zum Schlusse, daß der Bau der Kapelle in den ersten Siebzigerjahren des 13. Jahrhunderts erfolgt sein muß. Also just um die Antrittszeit der genannten Äbtissin. Im Admonter Totenbuch wird sie monacha nostrae congregationis, Nonne unserer Vereinigung, genannt. Wichner schließt daraus, daß sie aus dem Frauenkloster Admonts nach Göss kam. Die Chronik stellt fest, daß sie eine leibliche Schwester „dess Erz Bischoffs Conradi von Salzburg“ war. Damit sind die Kulturkreise abgegrenzt, denen sie entstammte. Aus ihnen holte sie doch wohl wenn nicht den Baumeister, so doch den Freskant. Die Kapelle, die Andorfer für den Rest eines Kapitelsaales hält, macht einen recht zwiespältigen Eindruck. Die drei Apsisfenster haben nicht bloß die alten Glasmalereien, sondern auch die Maßwerke verloren, der Altaraufsatz ist entfernt, es steht nur ein schlichter Tabernakel auf der schmucklosen Mensa. Beinahe gespensterhaft sieht der sechsflügelige Seraph vom Schlußstein nieder.

sonst künstlerischfruchtbaren Amtszeit darstellen. Auch ihre Nachfolgerin Herburgis von Ehrnvels, die von 1271 bis 1283 regierte, verdient den Dank der Kunstfreunde. Zu ihrer Zeit entstand ein Freskenzyklus, der zu den ältesten des Landes zählt, in der Kapelle

Umso geheimnisvoller und tröstlicher schimmern die Fresken. Ein Fries von vierzehn kreisförmigen Heiligenbildern läuft hart unter den Konsolen die Wand entlang. Sie waren einst durch aufgemalte Inschriften bestimmt. Andorfer las nur noch St. Antonius und glaubte einen hl. Leopold zu erkennen. Das Hauptprogramm der Malereien verteilt sich zu beiden Seiten der heute vermauerten Fenster des Joches, an das sich der Fünfaachtel-Schluß des Chores fügt. An der Nordwand weist dicht unter der Gewölberippe ein Verkündigungsendel gegen das heute blinde Fenster, das wohl beherrschend eine Mariendarstellung in den Scheiben trug, gegenüber stehen Mariens Eltern, Joachim und Anna. Unter dem Engel ragen hochaufgerichtet und überschlank die Bischofsgestalten St. Martin und St. Ulrich (Tafel 12) empor, ihnen gegenüber berührt der Ungläubige Thomas die Seitenwunde des Herrn, die dieser mit hochgereckter Hand zur Kontrolle freigibt. Die Südwand ist dem Gestaltenkreis des Hohen Liedes gewidmet. Oben zweimal die Sponsa, die auserwählte Braut, unten die Liebesverwundung und die Krönung der schmerzhaft und gnadenreich Anverlobten des Herrn.

Die Stilsprache der Gestalten kennzeichnet Andorfer meisterhaft folgend: „Gleich züngelnden Flammen türmen sich die knittrigen Falten der Gewänder oft kaskadenförmig übereinander, sie schießen in eckig gebrochenen Zacken über die Umrißkonturen der Figuren hinaus, laufen in radikalen Kurven und parallelen, sich überschneidenden Zügen den Körpern entlang und erfüllen die meisten Gestalten mit einer zu höchster Erregung gesteigerten Dynamik. Diese erfährt noch eine weitere Belebung durch den vielfachen Wechsel in den Stellungsmotiven und durch die reich variierte Gebärdensprache. Jeder konventionellen Schematisierung bar, lassen die Figuren vorausgegangene Naturstudien vermuten. Man erkennt, wie sicher der Künstler ihre Wiedergabe in den verschiedensten Ansichten und Stellungen beherrscht.“ Aus der Charakterisierung schon zu erwarten, daß er die Fresken zu den „bedeutendsten Denkmälern mittelalterlicher Malerei in Steiermark“ reiht. Im Jahre 1761 nahm laut Chronik Äbtissin Maria Henrica einen „fremden Weisser“ auf, um in Kloster und Kirche Übertünchungsarbeiten durchzuführen. „Auf einer Leiter, gleich ob Er in Lüften wäre.“ Neun Wochen hatte er bereits „täglich in der Frühe um 5 Vhr angefangen“ zu arbeiten, dann kam die Sakristei und die — Michaelskapelle daran. Damals also wurden auch unsere Fresken mit Kalk bedeckt. Unter ihm schlummerten sie 127 Jahre. Pfarrer Finster entdeckte sie 1888 und begann mit ihrer Freilegung. 1903 betraute die Zentralkommission für Denkmalpflege den Grazer Malermeister Schmal mit der völligen Entkalkung der Dekorationspartien. Den figuralen Teil deckte unter Leitung von Dr. Wilhelm Suida Professor Viertelberger aus Wien ab. Die Mauerfeuchte begann aber bald wieder ihre verderbliche Tätigkeit. In den letzten Jahren waren große Partien unkenntlich geworden. Dankenswerter Weise hat nun im Vorjahr das Bundesdenkmalamt dem Verderben Einhalt geboten. Professor Dr. Franz Waliser hat es in gewohnter Meisterschaft geschafft. Die Bildreihen sind jetzt ungleich klarer und einsichtiger geworden. Den geheimnisvollen Gesamteindruck des uralten Raumes, die weihevollen Patina eines frühgotischen Freskos, spiegelt jedoch unmittelbarer wieder eine Aufnahme vor der Erneuerung. Deswegen brachten wir diese Probe. Schon 1931 hatte Bracher auf die Abdekung von Freskenresten hinter und über dem einstigen Altar gedrängt, 1943 ward sie ausgeführt. Da kam zur Seite einer Kreuzigungsdarstellung eine etwa 40 Zentimeter hohe Frauengestalt, als betende Donatrix zum Vorschein: Äbtissin Herburgis in grauer Toga, bläulich-weißem Kopfschleier und rotem Mantel. Die Äbtissin trug also noch gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Tracht der Kanonissinnen. Inschriftenreste ergaben unverkennbar den Namen der Abbatissa Herburgis. Sie ward als erste Äbtissin hier beigesetzt.

Zögernd, spärlich, tropfenweise, fließen auf den ersten 20 Seiten der „Kurzen Relation“ die Nachrichten über die innere Ausgestaltung der „Hofkirche“, über die Errich-

tung oder gar Plazierung von Altären. Eine andere Quelle wäre das Kopialbuch, das bis 1505 immerhin 273 Urkunden zumeist im vollen Wortlaut bringt. Sie sind fast alle in der Chronik kurz verwertet. Kunsthistorische Einblicke vermittelt es leider keine. Vorsichtige Rückschlüsse können wir auch ziehen aus dem sakralen Hausrat der gotischen oder frühbarocken Zeit. Aus dem kaiserlichen Konfirmationsbrief wissen wir: Das „Jungfrauenkloster“ war der Gottesgebälerin M a r i a und dem Apostel A n d r e a s geweiht. Das galt natürlich auch von der Klosterkirche. Der Hochaltar trug also, ob als Blatt, als Schrein, als freistehende Plastik, eine Darstellung der Gottesmutter. Ob St. Andreas ein eigener Altar im Presbyterium oder auf einem — Lettner gewidmet war, oder ob seiner Verehrung eine Darstellung auf dem Hauptaltar diente, wer kann das heute feststellen?

Unter der Äbtissin Bertha Puxerin traf Kloster und Kirche ein böses Ungemach. Die Chronik berichtet: „Dises Gottshauss ist durch vnfürsichtigkhait der Maultaschin Leuth angezündt wordten, weil sie vber Nacht losiert, vndt also durch Sie dass F e u e r auskhomen.“ Ja, sie behauptet, es sei „ganz abgebrunnen“. Das Malheur muß um 1336 geschehen sein. Damals schloß die Gräfin von Tirol und Erbtöchter des Herzogs von Kärnten Frieden mit Osterreich, gegen das sie zu Feld gezogen war, weil sie durch dasselbe ihr Erbland bedroht sah. Der Friedensschluß kostete sie Kärnten. Auf dem Aufmarsch oder Rückzug müssen ihre Leute das Unheil angerichtet haben. Vor allem war das Hochchor, das Presbyterium, zu Schaden gekommen. Es mußte neu erbaut werden. In einer Urkunde vom Jahre 1338 bescheinigt Perchta Abbatissa mit Dank, Pfarrer Otto von Göss habe zehn Mark Silber gespendet, für Mehrung seines Seelenheils und ad Consummationem C h o r i n o v i, zur Vollendung des neuen Chores. Berta starb schon 1338. Der Konvent widmet ihr den Ehrennamen „Widerstüffterin“.

Nun werden die Nachrichten kunsthistorischer Art erfreulich häufiger. Bis zum Kirchenneubau um 1510 werden immerhin 12 Altäre aus Chronik und Stiftungsbriefen bekannt: Im 12. Jahrhundert wiederholt genannt die Kapelle St. P a n k r a z

- 1302 Margaretha von Eppenstein stiftet zum F r a u e n altar in Göss
- 1338 Äbtissin Bertha stiftet ein ewiges Licht zum A p o s t e l altar
Sie „vermacht“ ein Licht in die S p i t a l kirche
- 1368 Kaplan Otto von Göss eine Wochenmesse zur Kapelle St. M i c h a e l
Frau Cath. Stainpergerin eine Messe zum J o h a n n e s altar im Chor
- 1404 Äbtissin Aloisia von Herberstorff stiftet zum E l i s a b e t altar
Sie und ihre zwei Schwestern erbauen den U r s u l a altar
Dechantin Anna von Saurau stiftet eine Messe auf dem A n n a altar
- 1409 Ernreich Wernschlagers Lichtstiftung zur M a r g a r e t a kapelle
- 1428 Die Wahl der Äbtissin Anna wird vor dem K r e u z altar verkündet
- 1477 Dechantin Richardis Zwingerin erbaut den B a r b a r a altar

Äbtissin Ursula Silberbergerin, die 1474 antrat, erlebte recht böse, kriegerische Zeiten. Sie sah sich genötigt, das Kloster, dem sie ein neues Konventsgebäude, vielleicht aus strategischen Erwägungen, zubaute, mit einer Wehrmauer zu umgeben. Die T ü r k e n waren im Land. Auf Seite 45 beginnt der berühmte Bericht über die Greuel, die sie hierzulande übten. „In dem 1480 Jahr 7. Augusti seint sie heimlich vnd verstollner weiss in dass Landt khomen, vnnnd das Steyermarch mit raub vndt Prandt ohn alle verschonung erbärmlich verhört“ (verheert). Haben die Gotteshäuser verbrannt, das Hl. Sakrament ausgeschüttet, die Altäre aufgebrochen, die Reliquien herausgenommen und mit Füßen zertreten, Monstranzen, Kelche und Ornate mit sich geführt, die Priester verbrannt, die Frauen geschändet, viel Mann, Weib und Kind „mit khötten gebuntner hinwekh gefiert, khainess Menschen verschont. Es war niemant sicher weder in Alben noch Pergen.“ Es lagen allenthalben viel tote Leiber, es kam auch „der Sterb“, die Pest ... Das Bild des Grauens, das hier der Chronist mit der Kielfeder entwirft, wirkt wie eine Vorskizze zu

dem vielgenannten Gottsplagenbild am Dom zu Graz, wohin die Eindringlinge laut dortiger Inschrift sieben Tage später kamen . . . Das Frauenstift entging laut Chronik der Verwüstung, „disem Ellendt“, durch Mut und Gottvertrauen. „Mit brinnenten Kherzen khnüenter“ begaben sich Äbtissin und Konvent zur St. Lamberti-Kapelle, die am rechten Murerfer sich auf einem Felsbühel erhob. Als die Türken sie erblickten und über den Fluß setzen wollten, sahen sie auf dem Kapellendach sitzen „die Patronen desselbigen Khirchls“, St. Lambert, St. Blasius, St. Georg und St. Oswald. Sooft die „Türkhen“ sich anschickten, das Wasser zu überqueren, schlugen die himmlischen Beschützer nach ihnen . . . Unzählbar viele „ersoffen“, das Heiligtum aber blieb „vor disen bluetgirigen hundten vnverletzt.“ Dreizehn Jahre später erlebten die Nonnen in harmloser Situation wiederum ein kleines Mirakel. Äbtissin Ursula hatte für den Konvent ein großes Liebfrauenbild aus Silber arbeiten lassen. Der Kaiser forderte, durch die Kriegsnot gezwungen, die ominöse Quart, den vierten Teil aller Kirchen- und Klostergüter. Nicht als Anleihe, sondern als Notopfer. Zu Göss wurde unter anderem diese Silberstatue angefordert, beziehungsweise sie wurde vom Konvent neben anderem Geschmeid „darzue deputiert“. Sie wurde auf einen Wagen verladen. Aber er kam nicht von der Stelle, „bis man das bildt widerumb“ vom Vehikel herunter nahm. Von den Befestigungsbauten dieser Äbtissin ist noch der Torturm (Abb. 2) erhalten. Er trägt an der Stirnfront die Jahreszahl 1482 und innen im Obergeschoß ein spätgotisches Kreuzigungs-Fresko.

Hier ist die schickliche Gelegenheit, einen Überblick über die Steuerleistungen, Kriegsoffer und sonstigen patriotischen Zuwendungen unseres Stiftes einzuschalten. Die bruchstückhaften Unterlagen der Chronik geben sicherlich kein lückenloses Bild. Und doch zeigt sie eine lange schwere Kette von Abgaben in Geld oder Naturalleistung. Nachgetragen sei, daß unser Stift seinem obersten Schirmer, dem Papst, zu jeder Indiktion, heißt alle 15 Jahre, einen Aureus, ein Goldstück, gleichsam als Anerkennungs-zins zu entrichten hatte. Um 1300 kamen aber die Päpste Bonifaz VIII., Benedikt IX., Klemens V. durch die Eroberungssucht des Königs Philipp von Frankreich selbst in bittere Kriegs- und Geldnot. Wohl oder übel suchten sie ihre Einkünfte zu vermehren. Sie „be-
trangen“ also auch ihr ihnen unmittelbar unterstelltes Stift Göss mit „Kontributions“-forderungen. 1313 war es so arg, daß selbst die „Urbari Gülten“ gefährdet waren. Um sie nicht „angreifen oder versezen“ zu müssen, zweigte man von einem Vermächtnis der Frau Margareta von Eppenstein 7 Mark Silber ab und sandte sie dem „Bäbstlichen Stuell.“ Die erste empfindliche Staatsabgabe, die unsere Relation vermerkt, hatte Äbtissin Katharina 1381 zu leisten. Nicht weniger als 400 Pfund Pfennig an Herzog Leopold von Österreich. 1443 waren wiederum 400 fl an den Landesfürsten zu erlegen. Innerhalb von zwei (!) Tagen . . . Damit sind wir in der prekären Zeit unter Kaiser Friedrich III. Lawinenhaft stiegen die Forderungen an. Man möchte glauben, sie wurden nicht an Frauen mit Schleier und Brevier, sondern an einen reisigen Abt gestellt, der im Ernstfall selbst den Kampfgaul bestieg, jedenfalls einen wehrhaften Marstall befehligte. 1444 4 gerüstete Pferde, 1446 ihrer 12. Anno 1447 ebensoviel, dazu 30 Fußknechte und zwei „Hörwägen“ (Heerwagen) „mit aller Notturft“. Obendrein 500 fl zu einem „Heyrathguett“ für des Kaisers Schwester Katharina. 1452 mußten bereits 200 „Fuesskhnecht“ gestellt werden, 1453 an Kontribution 500 Dukaten, 1458 und 1459 je 800 Dukaten, 1469 auf 15 Wochen 5 Rüstpferde und 500 Dukaten. Die Leibsteuer betrug 1471 nur 14 fl, 1475 aber 125 fl. Im nächsten Jahr hatte das Stift zur „Ordinary Steuer“ 144 fl zuzuschießen „wegen der gefangenen Christen“. 1490 mußten einen „Quatember lang“ 7 Rüstpferde gehalten, zum Basteienbau zu Wolfsberg 10 Fußknechte gestellt werden. Zum Landtag in Marburg unter Kaiser Maximilian hatte das Stift Anno 1494 200 fl beizutragen, um dem Staat die durch die Judenaustreibung entgehenden Einnahmen zu ersetzen, in den Jahren 1495 bis 1497 bare 685 fl. Türkensteuer, von 1502 bis 1505 blanke 1187 fl, von 1508 bis 1510 „nur“



Abb. 7. Das Kreuzigungsfresko nach Joseph Tunner, 1864

1142 fl. Der Fiskus war schon damals erfinderisch, es regnete Steuervorschreibungen wider die Venediger, die Krainerischen „Pauren“, zum Bau von Basteien, zur „Reparation“ von Festungen, „zu Unterhaltung der Rüst“, zur Austreibung der Juden ... 1529 Kontribution zur Finanzierung „einess Hörzug wider den Türkhen“ 916 fl, 1532 „zu hilff dess Römischen Reich“ 596 fl, 1533 zu „Bewahrung der Granizen“ 400 fl. Steuerlasten 1536 bis 1541 die runde Summe von 5274 fl.

Wo nahm das Stift die Mittel her, solche Riesenabgaben zu leisten? Aus den Erträgen seiner Besitzungen, seiner Huben, Wälder, Weinberge, Häuser, die ihre Wohltäter spendeten oder in ihrem letzten Willen vermachten. Auf sie näher einzugehen mangelt der Raum, sie sind ja auch bei Wichner, Theußl und Pelican, vor allem in der Dissertation „Die Besitzgeschichte des Nonnenstiftes Göss in Steiermark vom Jahre 1020 bis 1460“ von Dr. Herwig Ebner 1949, nachzulesen. Ich beschränke mich auf das Eigengut sakraler Natur, auf die Kirchen, die unter seine Herrschaft kamen. Bereits 1230 war ihrer eine stattliche Anzahl. Der Bestätigungs- und Schirmbrief des Papstes Gregor IX., am 2. Mai in Rom ausgestellt, zählt auf: Zu Göss die Pfarrkirche St. Andreas und St. Lambert, sodann Maria Waasen bei Leoben, Niklasdorf, St. Martin in Seitz (im Liesingtal), St. Veit in Prilepp (Proleb), St. Dionysen, Tragöß und Sörg. Um das Tauf- und Begräbnisrecht zu St. Andreas in Göss war schon Äbtissin Richardis 1070 bei Erzbischof Gebhard von Salzburg eingekommen. Die Ecclesia sancti Lamberti in Scaltetitz (Schladnitz), ist schon in der bereits erwähnten Rheimser Urkunde 1148 als Eigen des Stiftes genannt. St. Dionysen hatte laut Chronik Luitpold Graf von Gutenberg, der Vater der Äbtissin Ottilia, vor 1187 samt 50 Huben „hergestüfft“. Die Kirche am Veitsberg hatte seine Gemahlin Elisabeth „dem Closter frey aigen vbergeben“. Dafür hat sie dort „Altär“ und im Gotteshaus „Ihr begrebnuss begert“. Um den Besitz der Pfarre Maria



Abb. 8. Unter dem Musikchor

stört, als die Türe zur neuen Sakristei ausgebrochen wurde. Die Kalkschichte hat leider auch Teile anderer Rechtecke verderbt, doch lassen sich die Darstellungen noch ganz gut identifizieren. Nach Pelican: 1. Mariens Vater Joachim wird, weil damals noch kinderlos, zum Tempelopfer nicht zugelassen. 2. Ein Engel verkündet ihm, da er trauernd und betend im Gebirge weilt, daß seine Gattin Anna zur Mutter der Gottesmutter erwählt sei. 3. Joachim und Anna treffen sich freudig an der Goldenen Pforte. 4. Die Geburt Mariens. 5. Maria Verkündigung „von besonderem Liebreiz“. 6. Begegnung mit der Base Elisabeth. 7. Bethlehem. 9. Dreikönige vor der Krippe. 10. Der zehnjährige Jesus im Tempel. Feld 8, 11 und 12 sind zerstört. Die Szenen sind sichtlich von einem durch die Kirche nicht anerkannten, aber weitverbreiteten „Evangelium“ inspiriert. Dürer malte es in 17 Bildern. Im Vergleich mit ihnen dürfen wir annehmen, daß 8 die Anbetung durch die Hirten, 11 den Tod und 12 die Krönung Mariens darstellte. Etwas später bekam auch die Apsiswand neben dem Sakristeieingang auswendig zwei Gemälde: Kreuzigung und Kreuzabnahme. Da die Umrahmung Wappenschmuck trägt, ist die Annahme, daß es sich um ein gemaltes Epitaph handelt, durchaus wahrscheinlich. Luschin hat denn auch schon 1873 in den Mittheilungen der CC den heraldischen Teil: Ein weißer Wolf im roten Feld! genauer untersucht und die Vermutung ausgesprochen, daß es sich um ein Grabgemälde für ein Mitglied derer von Weißenwolf, die im oberen Lavantale blühten, handle. Von dem heute bis auf klägliche Reste verschwundenen Gemälde der Kreuzigung aber hat der bekannte Nazarener Joseph T u n n e r 1864, als von ihm noch ungleich mehr zu sehen war, — es war zum Schutze des dort aufgestapelten Holzes überdacht, so daß der Künstler von einer

Waasen gab es mit dem Stifte Admont „lange Zeit eine strittigkhait“, 1210 ward sie zu Gunsten der Äbtissin geschlichtet, gestiftet hat sie nach Wichner 1146 Graf Konrad Peilsteiner, ein Abkömmling Arpo I. „Dass Khürchl bei Sanct Lambrecht“ steht noch 1300 unter der Pfarre St. Andreas, doch diese gehört längst zum Stifte. Das Kirchlein St. E r h a r d unweit Göss wird 1338 erstmals erwähnt. Dort ließ sich Äbtissin Bertha von Pux begraben, in Cornu Evangelii, auf der Evangelienseite. Es war also längst im Besitz des Konvents oder ward von der Äbtissin erbaut. War es die Spitalskirche?

Und nun wieder zur Hofkirche! Bald nach der Errichtung des Hochchores wurde seine Nordseite mit Fresken geschmückt, die Dehio in die Mitte des 14. Jahrhunderts verlegt. Natürlich hatte der „fremde Weisser“ auch sie übertüncht. 1873 wurden sie freigelegt. Von den 12 Feldern, die in traditioneller Folge das Marienleben darstellen, wurden drei im Jahre 1641 zer-

Holzkammer sprechen konnte — eine heute bereits kostbar gewordene Nachzeichnung gemacht; 1930 veröffentlichte sie Fritz Klabinus in den „Blättern für Heimatkunde“. Tunner schrieb das Fresko der „Schule von Siena“ zu, Klabinus denkt gar an Hans von Tübingen! (Abb. 7.)

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts erfuhr das Gotteshaus die entscheidende Wandlung, die ihm den Ruhm eintrug, das „bedeutendste Werk der Spätgotik in der Steiermark“ (Dehio) zu sein. Die Chronik erzählt allzunknap: Äbtissin Veronika von Rattmannstorff (1505 — 1514) „hat in Ihrer Regierung die Hoffkirchen von Grundt auf gebaut biss auf dass obrige gwölb“. Da muß einschränkend festgestellt werden, es handelte sich nur um das Langhaus. Denn die Hochchorwände tragen noch die eben besprochenen Fresken, das Gewölbe weist die herbstrengen Kreuzrippen der Hochgotik. Anno 1514 starb Äbtissin Veronika. Ihr folgte

in demselben Jahr Margareta von Mündorff. „Dise Frau hat den Hoff Khirchen Pauglikhseelig vollendet.“ Es konnten, wie die Chronik erfreulicherweise konkret feststellt, schon 1515 durch Bischof Leonhard von Lavant, drei Altäre geweiht werden, zu Ehren der Heiligen Margareta, Catharina und Anna. Der Margaretenaltar stand wie später auch ein Georgialtar „Vndter dem Chor“, wohl also unter dem Musikchor, deswegen wurden sie bei der bischöflichen Visitation beanstandet und 1641 zum Abbruch verurteilt. Vom 27. Mai 1515 besteht aber noch eine Pergamenturkunde, derzufolge an diesem Tag vom nämlichen Bischof geweiht wurden: Basilica superior, die Oberkirche, die „Porkirche“, und auf ihr ein Altar zu Ehren Johannes des Täufers, der Evangelisten, wie der Heiligen Blasius, Benedictus und seiner Schwester Scholastica. Laut Chronik lag er „in der Frauen Chor“, auf der heutigen Musikempore. Wann war auch die Wölbung des Langhauses vollendet? Mindestens 1523, denn da starb auch Äbtissin Margaretha. Auf der Südwand über dem Hauptportal steht die Jahrzahl 1521, da war also dieses monumentale und doch zierliche Prunkstück des Baumeisters gleichfalls geschafft.

In zwei Tafeln — 14 und 15 — wie in zwei Abbildungen — 8 und 9 — zeigen wir die erlesene Architektur, die Phalanxen markanter und doch eleganter Pfeiler, der massiven und doch gefälligen Träger und Dekorationsrippen der Unterchor-Partie, die kühnen und launigen Schlingen der Gewölberippen (Abb. 10), die scheinbar der Stützfunktionen enthoben, sich im muntern Spiel krümmen und ringeln, Blumenkelche und Schmetterlingsflügel bilden. Ist die Architektur eine gefrorene Musik, so sind das eben erstarrte



Abb. 9. Die Gewölberippen unter der Musikempore

Melodien. Das Fehlen des Maßwerks in den Fenstern — es wurde 1703 herausgebroschen — unterbricht befremdlich den Fluß der Linien. Die besondere Note, die den Bau liebenswürdig heraushebt aus dem gewohnten Bild der zahlreichen spätgotischen Münster und Münsterchen des Landes, sind die beiden vorderen Pfeiler, die sich wie mächtige Flammen spiralig zum Arkadenansatz drehen. Sinnig sagt von ihnen der Leobner Stadtpoet und Kulturwahrer Schulrat Freudenthaler in seinem Festspiel zur Markterhebungsfeier von Göss im Jahre 1937:

Wie solche Säule nach oben sich windet,
So die Seele gen Himmel findet —
Die Drehung soll unsere Augen zwingen,
Sich loszulösen von irdischen Dingen ...

Nahm man das Motiv, aus dem Zierlichen ins Heroische gewandelt, von den beiden vorderen Stützen der Krypta? Jedenfalls hat der gleiche Steinmetz den „Typ“ in dem sagenumrankten Dreihufeisenkreuz auf dem Wege nach Leoben 1514 — diese Jahrzahl stand früher darauf — vorweggenommen.

Wer war der versierte Baumeister, der einfallsreiche Chef-Steinmetz? Die Chronik schweigt leider über die interessante Frage. Konservator Graus hat schon 1879 in seinem „Kirchenschmuck“ auf verblüffende Ähnlichkeiten mit der Kirche in Aflenz hingewiesen: „Die Eigenart so mancher constructiver und decorativer Bildungen, der Rippenursprünge, Rippenverschlingungen am Gewölbe, des Seitenportals, der Schraubendrehung an den Gliedern findet sich bei beiden Objekten so nahe verwandt, daß hier nur ein Baumeister für beide Bauten angenommen werden kann.“ Die frappanteste Ähnlichkeit haben die beiden Hauptportale: Dieselben Parallelpfeiler statt der gerippten Leibung, dieselben drei Querstäbe am Scheitel, derselbe sie durchschneidende Kielbogen, nur daß hier zu Göss (Tafel 16) entsprechend der fortgeschritteneren Stilstufe — Aflenz hatte seine Kirchweihe bereits 1503 — etliches spielerisches Beiwerk noch dazukam: Die gewundenen Basen „stutzel“ am Fuße, die zwei Querstänge in halber Höhe und vor allem das kreuzblumenartige Gerank, in das die niederhängenden Stabbogen endigen. Leider ist auch der Aflenzer Baumeister nicht bekannt.

Trotzdem scheint es nun nicht mehr ausgeschlossen, daß wir dem genialen Schöpfer der Gösser Stiftskirche auf der Spur sind. Die entscheidende Frage lautet: Hat ihn die Äbtissin von weither geholt oder aus dem nahen — Leoben? Frau Dr. Maja Loehr hat in ihrer 1934 veröffentlichten Studie „Leoben, Werden und Wesen einer Stadt“ den quellenbelegten Nachweis erbracht, daß in dieser Bergstadt im 15. und 16. Jahrhundert befähigte Maurer und Steinmetze lebten. Um 1541 etwa hat Wilboldt Walch sein Haus mit „Eckh und Ausladung“ umgebaut, die als eine Zierde der Stadt galten, und Meister Jakob Steinmetz. In diesem Jahr ward mit dem Umbau der Leobner Burg begonnen. Doch schon 1536 lebte in der Timmersdorffergasse „Mayster Hanns Delphin, wohl Delpini“. Doch weit früher gab es in — Göss einen erfolgreichen Baumeister. Anno 1453 wurde das Langhaus der Pfarrkirche St. Adreas vom Gurker Bischof Johann V. Schallermann neu geweiht. Ein gotischer Umbau hatte stattgefunden. Bracher weist nach, daß am 22. April 1469 „Ludwig der Stainmetz von Göss“ Haus, Hof und Garten daselbst verkauft, seine Vermutung, daß dieser Mann den Neubau ausführte, hat viel für sich. Laut Gewölbeinschrift wurde unter „Bau- und Zechmaister“ Matthias Wulfinger die Decke der Kirche Maria Waasen neugewölbt, und zwar durch Stephan „Fruner“, die bisherige Holzdecke war am hl. Pfingstabend 1483 „abprunnen“. Und nun haben „gotische“ Rechnungsbücher im Spezialarchiv Leoben des LA, allzulange unbeachtet, das Wort: Von 1503 — 1505 wurde an dieser Göss gehörigen Marienkirche gearbeitet, in all diesen drei Jahren war „Mayster Vrich Stainmez“ hier tätig, 1504 auch ein Steinmetz Augustin, 1502 und 1505 ein Steinmetz Grafenperger. Ungleich wichtiger sind die

Baurechnungen 1506 — 1509 des Zechmeisters Stephan Intzinger der damaligen Stadtpfarrkirche St. Jakob in Leoben. Ungleich mehr Arbeiter waren hier beschäftigt, ungleich länger dauerte der Bau. Erst ward am Friedhof eine „Stainhütten“ aufgeführt, auch sie deutet auf eine längere und ausgiebige Verwendung: Steinprecher Wolfgang lieferte das Baumaterial, die Maurer Oswald und Jakob führten den Bau auf, Polier Weinberger und ein Geselle lieferten das „Thor in die Stainhütten“. Am Sonntag Reminiscere, also am 2. Fastensonntag, 1507 trat „Maister Hans Stainmez“ an, mit dem Polier Weinberger und den Gesellen Paul Egk, Hans Windisch und Christoph Grafenberger.

Gleich darauf ward „mit Zwayen Stainprechern ain Geding gemacht“: Zu St. Lamprecht, also beim Lamberti-Kirchl, sollten sie 100 ganze „stuckh“ brechen und „zu der Kirchen antworten“. Sie können aber auch gleich 400 Stück liefern. 1508 arbeiten am Steinbruch Meister Ulrich, Polier Paul und die Gesellen Andre, Peter und Mert. (Ein Meister Ulrich Steinmetz kaufte sich

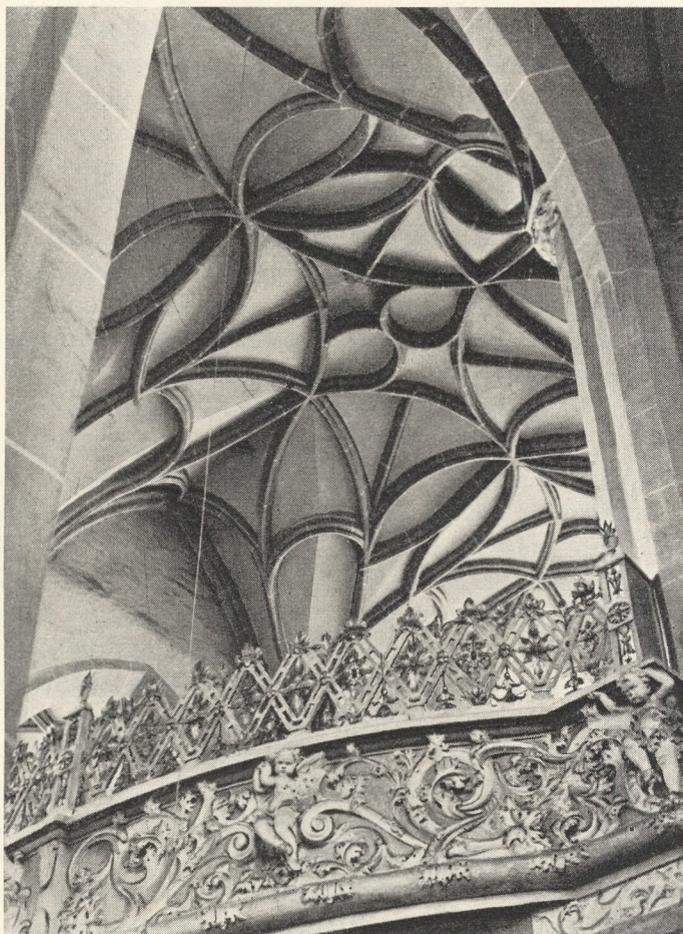


Abb. 10. Deckengewölbe und Chorbrüstung

nun hier Meister Ulrich tätig. Der Steinbruchmeister oder ein neuer Chefsteinmetz dieses Namens?

Um diese Zeit begann der Bau des gotischen Langhauses in Göss. Laut Chronik vor 1513, nach Karl Bracher um 1510. Woher nimmt er die Jahrzahl? Laut Chronik sandte Kaiser Maximilian I. dem Stifte ein „Dankh Brueffl“, datiert 1510, noch 1654 im Archiv hier vorhanden. Man hatte ihm eine „Corallene Prust“, nach dem alten Abtissinnenverzeichnis ein „Carneoles Hertz“, wahrscheinlich einen Karneol in Herzform am Pektoreale der Äbtissin Adelhait verehrt. Sie war in der Pankratiuskapelle begraben, im Erdgeschoß des Nordturms, dort ruhten ja auch die Äbtissinnen Hemma und Richardis. „Offenbar stieß man bei Freilegung des romanischen Langhausfundaments auf Epitaphien mit den Namen dieser drei Äbtissinnen.“ Wiederum nach Bracher scheint in Urkunden vom 22. März 1512 und am 8. Februar 1516 ein „Maister Christoff“ als Pächter des Langen Ackers in Göss auf, in der Gülterschätzung 1542 — 1544 wird des „Christoff Stainmetzn

1482 in Hirschegg an, Dehio nennt ihn mit Dechant Stampfer von Köflach den Baumeister dieses entzückenden dreischiffigen Münsterleins.) Zum Bau selbst stießen 1507 hier noch die Steinmetzen Hans Windisch, Hans Kainer, Hans Pertz, Hans Puecher, 1508 noch ein Geselle Zenz und ein „Junger“. Die ganze Zeit über jedoch fungiert in den Wochenrechnungen an erster Stelle Meister Hans. Am 28. Juni 1508 rechnet der Zechmeister mit ihm ab. Bis 8. April 1509 ist

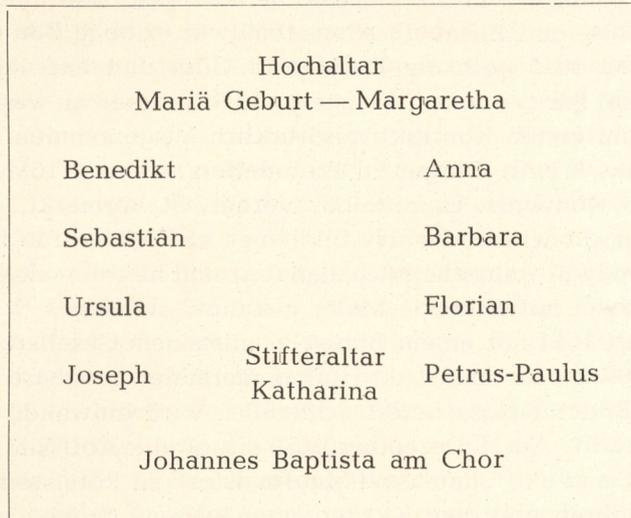
Erben Ir Behausung“ mit 12 Pfund bewertet. Am Pfingstfeste 1516 wird Christoff L e u b m e r „Brueder“ der Steinmetzbruderschaft Admont, ein Meister Christoff fungiert von 1513 — 1536 als Baumeister der schönen Kirche St. Oswald in E i s e n e r z. 1522 — 1523 gibt es wieder Steinmetzarbeiten an St. Jakobs in Leoben „K i r c h e n p a w“. Den Kalk lieferte Meister Barthlme von Göss aus dem „Kalchofen“ des Hans Haug, er bekommt zur Besserung „ain par Hossen fridbar“. Kalk holen Christoph Weinhewer, Christoph Schwaiger und Meister H a n s Steinmetz. Als Zechmeister zeichnet Mathäus Delphin, an der Kirche arbeiten der Steinmetzmeister H a n s, der alte und der junge C h r i s t o f, außerdem ein Christoph Harm, sowie die Gesellen Marx, Zenz, Hensell und Veit ... Die Rechnungen vorher und nachher finden sich leider nicht in diesen losen Blättern.

Wir haben da also eine ganze Reihe von Steinmetzen und Maurern, die zweifellos an dem „bedeutendsten Werk der Spätgotik in Steiermark“ mitgearbeitet haben, höchstwahrscheinlich auch in führender Stelle. Das letzte Wort kann hier nicht gesprochen werden, es sind gerade die Namen Hans und Christoph in den Arbeitslisten so häufig, es müssen auch zuvor eingehende Stilvergleiche angestellt werden. Frau Dr. Maja Loehr hat schon 1929 in ihrer Studie „Beiträge zur Ortsgeschichte von E i s e n e r z“ auf die Verwandtschaft der Fialen und im Westturmumgang zu Eisenerz mit einem Türmchen am nördlichen Strebepfeiler und am Südportal zu Göss hingewiesen. Hinzugefügt muß werden: Das Spezifikum der Gösser Stiftskirche, die gewundenen Säulen, finden sich im kleinen auch an der berühmten Westempore zu Eisenerz und an der Fassade des vielgenannten K o r n m e s s e r h a u s e s zu Bruck, dem „schönsten spätgotischen Bürgerhause Österreichs“. Als gesichert darf vorläufig nur gelten, daß Meister H a n s der Baumeister der alten Leobner Stadtpfarrkirche St. Jakob ist. War es der Leobner Meister Hans D e l p h i n, so kommt er als „Wälscher“ auch in Frage als Schöpfer des Brucker Prunkhauses, dessen „venetianischen“ Gesamteindruck niemand ernsthaft in Abrede stellen kann. 1505 ward es vollendet. Wahrscheinlicher aber war unser Hans ein Mann mit kerndeutschem Namen: „Mayster H a n n s D i e t m a y r“, der nach Dehio 1499 die 1480 von den Türken zerstörte Kirche von Niklasdorf wiederherstellte. Diese Kirche gehörte seit Jahrhunderten zum Besitz des Gösser Stiftes.

Unsere uralten Kirchenrechnungen geben auch mit großer Wahrscheinlichkeit Antwort auf die Frage: Wer hat in Göss an A l t ä r e n, Statuen und Bildern gearbeitet? Maja Loehr hat bereits festgestellt: 1487 bekam der „M u e r e r zw Lewbm“ 70 Pfund für ein Sankt Oswalds „pilt“ nach Eisenerz, wohl eine „Taffel“, ein Flügelaltar, möglicherweise der Hochaltar. 1502 stiftete der Eisenbürger Niklas Schwartzpeck testamentarisch eine gemalte Tafel für den Zwölfbotenaltar der Johanneskirche, aufrichten soll sie H a n n s s m a l e r; ein „Maller“ W o l f g a n g wohnte 1520 in der Schmiedgasse. Nach den Kirchenrechnungen arbeitete 1510 ein Maler an dem Zwölfbotenaltar in der Kirche Maria Waasen, wohl auch Maler Hans, jedenfalls bekam er 1507 2 Pfund für die Fassung einer Statue St. Jakob samt Engeln, an der ein leider ungenannter „Pildschnizr“ um 1 Pfund schnitzte, 1508 bekam er „gelt“ für zwei Brustbilder. Hans Maler war in Leoben a n s ä s s i g: 1506 zahlte „Hanns Malerin“ 2 Pfund Pacht an die Kirche St. Jakob, 1518 ist der „Moler C l a u s s“ nachweisbar, etwas später ein Maler U l r i c h. Im Leobner Stadtmuseum befinden sich zwei Lindenholzplastiken Katharina und Barbara, die Garzarolli (dort Tafel 106 und 107) Andreas L a c k n e r zuweist, die er für Reststücke des Hochaltars der Stiftskirche hält, ebenso einen Diakon von einem „Brixener Bildschnitzer“, eine sitzende St. Anna von Lackner, gleichfalls aus Göss befindet sich im Kunsthistorischen Museum in Wien. Garzarollis Vermutung, daß Lackner in Leoben wenn auch nur vorübergehend ansässig war, läßt sich anhand der Rechnungen weder bejahen noch verneinen, jedenfalls saß ein „Pildschnizr“ in Leoben.

Die landesfürstliche V i s i t a t i o n 1544 der Klöster machte ihren Anfang in Göss.

Es lebten damals im Stift bereits nach „der regl unsers Hl. Vatters St. Benediktus“ 39 Chorfrauen und 7 Priester, es hatte aber nach der Aussage der Äbtissin Amalia täglich 150 (!) Personen zu verpflegen. Auf andere Einzelheiten kommen wir noch zurück. Die bischöfliche Visitation 1615 stellte fest: Das Allerheiligste wird noch zur Seite des Hochaltares im Sakramentshäuschen aufbewahrt, es gibt 15 konsekrierte Altäre. Der Sebastianialtar steht in einem dunklen Raum, es soll zur Erhellung ein Fenster in die Mauer gebrochen werden — er stand eben in der einstigen Pankratiuskapelle im Turmgeschoß. Bedeutsam ist die Weisung: Der Altar in der Mitte nimmt zuviel Raum ein und benimmt den Chorfrauen auf ihrem Chor den Prospekt, den Durchblick. Nun saßen sie ohnehin auf der „Oberkirche“, auf der Musikempore! Der Altar möge also abgetragen werden, sein Kreuz möge demissior, tiefer, an den Stufen zum Presbyterium aufgestellt werden. Das ist die Feststellung eines Lettners und sein Todesurteil. Von dem Kreuzaltar des Lettners aus geschah 1428 durch Propst Ulrich von Seckau die feierliche Proklamation der Wahl der Äbtissin Anna von Herberstorf.



Lageplan der Altäre 1727

Maja Löhr hat anhand ihrer Chronik in der Kirche der Dominikaner zu Leoben einen „Letter“ konstatiert, Karl Bracher in der GösserPfarrkirche, deren Mitte ein Katharinenaltar einnahm. Über das Visitationsergebnis 1727 berichten drei Blätter im Diözesanarchiv. Wertvoll ist ein dort gegebener Lageplan der zehn

Altäre der Stiftskirche, ich gebe ihn obenstehend wieder. Leider ist er örtlich nicht genau konkretisiert. Wohl sind wie in unserer Skizze die Altäre nach der Evangelien- und Epistelseite „sortiert“, doch wird nicht gesagt, welche Altäre an den Pfeilern oder an der Mauer standen. Vom Stifteraltar aber wird ausdrücklich vermerkt, daß er inmitten der „unteren“ Kirche stand und der hl. Katharina geweiht war. Von der Michaelskapelle wird gesagt, daß sie primum templum huius monasterii, die erste Kirche dieses Klosters war. Eine solenne Bestätigung meiner Ausführungen im Dombuch, Seite 263. In der Pfarrkirche St. Andreas befand sich 1727 außer dem Hochaltar ein Schutzengelaltar und ein Magdalenenaltar sowie eine Kreuzkapelle.

Wie immer die spätgotische oder Frührenaissance-Ausstattung ausgesehen haben mag, sie blieb nicht lange, nach knapp einem Jahrhundert mußte sie der Spät-Renaissance und dem Frühbarock weichen. Äbtissin Margareta von Khuenburg (1611 — 1640) „hat angehebt die Altär in der khirchen zu pauen vnd bey St. Barbara den anfang gemacht“. Mehr sagt die Chronik darüber nicht, wohl aber das Tagebuch des Bischof Jakob Eberlein, der selbst vor seiner Inthronisation auf einer Gösser Stiftspfarrkirche, auf Veitsberg, saß. Er weihte im Lamberti-Kirchlein und in der Michaelskapelle einen Engel-Altar, sein Nachfolger Johann Markus aber am 3. November 1640 einen neuen Hochaltar und „unter ihm und dem ganzen Chor die Begräbnisstätte der Jungfrauen“. Damit sind wir bereits in der Ära und großzügigen Ausstattungswelle ihrer Nachfolgerin, Frau Maria Johanna Gräfin von Khollonitsch. Sie hat „dasselbige vollendet mit anderen Neuen Altären ... Ess seint etlich 1000 fl darauf gangen“. 1641 wurden die Altäre Maria Magdalena und Georgius, die unter dem Musikchor standen, abgebrochen. Der Magdalenen-

Altar wurde auf den Anna-Altar „transferiert“, der Margarethen-Altar gar auf den Hochaltar. 1657 wurden drei Altäre um 883 fl gefaßt. Soweit die Chronik. Aus dem Konsekrationbuch der Diözese erfahren wir noch, daß 1651 ein Sebastiani-Altar die Weihe erhielt. Nun aber setzen endlich andere Quellen ein — Rechnungsbelege im Landesarchiv.

Einen der fruchtbarsten und fähigsten Männer am Werk lernen wir in dem Tischler Elias P o l l i n g e r kennen. Am St. Bartholomäustag 1643 schloß er mit der Äbtissin „nachfolgende Spon Zedl“: Laut gemachter und hereingegebener Visierung wolle er innerhalb sechs Monaten, mit Heranziehung eines guten und erfahrenen Gesellen, aber auch „mit seiner aignen Handt der Stüffterin Altar“, so St. Katharina-Altar genannt wird, aus Nußbaumholz „gerecht, vleissig vnd threulich“ verfertigen, um 100 fl. Ein Jahr später übernahm er um 150 fl zwei Seitenaltäre „herundter des Hochaltars“, nämlich den Benediktus- und Elisabeth-Altar. 1650 war er beim Bau des Neuen Konvents beteiligt. Pollinger saß 1645 noch als Tischler in Göss und bat am 9. Jänner den ehrsamem Rat von Leoben, ihn „zu ainem Maister vnd Inwohner an vnd aufzunemben“. Die Bildhauerarbeit war im ersten Kontrakt ausdrücklich ausgenommen. Auch hier stellt sich ein Name ein: Mathias K e r n, Bürger zu Frohneiten, schnitzt 1651 ein Kruzifiz in das obere Schlafhaus des Konvents. Unmittelbar vorher ist vermerkt, daß „in Ihr Gnaden Stübl“ ein Altär gemacht wurde, für das Bildhauer und Maler 150 fl erhielten. Das „in-simile“ macht es irgendwie wahrscheinlich, daß dort und hier derselbe Bildhauer tätig war. Ferner werden auch zwei mitwirkende Maler bekannt: Johannes L i n c k, Bürger und Maler zu Leoben, malt 1654 mit einem Buben 36, mit einem Gesellen 10 Wochen im neuen Gebäude, wofür er 406 fl bekommt. Und Hofkammermaler Leonhard F e t z, der laut Hofkammerbelegen ein Bild für Göss liefert. Schließlich wird einwandfrei erstmals ein Baumeister namhaft gemacht: Am 4. Dezember 1650 schloß die Äbtissin ein „Gedingnus“ mit Herrn Peter Franz C a r l o n, „Pau- vnd Maurmaister“ zu Rötelstein. Er hatte eine neue Klausurmauer aufzuführen und dem Kloster einen neuen „Stokh“ aufzusetzen. Gesamtkosten 3700 fl und 20 Dukaten Leihkauf. 1654 bekam er noch 35 fl „extra“ und 57 fl deshalb, weil er „offt lange Zeit nit ist hie gewest vnd sein Kost andertwo genomen“.

Von den Ausstattungsstücken um 1510 ist einwandfrei kein Überbleibsel nachzuweisen. Von denen der Jahre 1640 — 1665 glücklicherweise ihrer etliche. Da sind einmal die zwei Altarblätter des Stifteraltares: Die Vermählung der hl. Katharina mit dem Jesukinde (Tafel 19), das auf dem Freigrabe vorn, sodann Das Jesukind segnet das Stift (Tafel 18), das auf dessen Rückseite angebracht war. Auf dem ersteren sehen wir zu Füßen der Heiligen fünf uns wohlvertraute geschichtliche Personen: Knieend Adola Fundatrix, die Stifterin Adola, zwischen ihren Kindern, dem Erzbischof Aribo von Mainz und Künigunde, der ersten Äbtissin. Auf der Gegenseite sitzend eine junge Dame und einen jungen Herrn, die interessiert in einer Schriftrolle lesen. Bevor wir an die Deutung des edlen Paares schreiten, eine interessante Tatsache, auf die mich Karl Bracher aufmerksam machte: So sehr auch Gesichtsausdruck, Staffage und Stellungsmotive abgewandelt sind, in der Gesamtkomposition des Bildes ist eine frappante Ähnlichkeit vorhanden mit dem Gemälde Paolo V e r o n e s e s in der Königlichen Galerie zu Venedig „Sposalizio di S. Catharina“: Hier freilich kniet die schöne blonde Braut in ausgesprochener Diagonalgliederung des Bildes an den Stufen, zu Göss wurde sie samt ihrem Rade über die Stiftergruppe zur Höhe der Madonna emporgehoben. Bei Veronese lesen zwei Engel in der Schrift, zu Göss Jung-Künigunde und Jung-Aribo. Sie besprechen, wie es scheint, einen liebgewordenen Jugendplan, eben die Gründung unseres Nonnenstiftes. Wir sehen also auch, der Maler hat Veronese gekannt, hat wohl einmal in Venedig geweiht. Ob Fetz oder Linck oder ein anderer, wird erst eine eingehendere Analyse zeigen. Von Fetz befinden sich in St. Lambrecht zahlreiche Gemälde, ein Altarbild, zu dem Bildhauer Kern die Statuen lieferte, hängt in St. Kathrein a. d. L. Und L i n c k? Hier hat Stadtkaplan Franz

Hölbling von Leoben eine wertvolle Vorarbeit geleistet: An dem mächtigen Bilde: Franz Xaver in Potamos, das über dem Haupteingang der Stadtpfarrkirche hängt, entdeckte er dessen vollausgeschriebenes Signum. Nun läßt sich auch die Frage lösen, ob Linck nicht etwa auch der Autor der Fresken in der Sakristei zu Göss ist. Sie stellen dar in Kreisen die Evangelisten, die vier großen Kirchenlehrer und vier Szenen aus dem Marienleben, zwei weitere in Kartuschen und in der Mitte im beherrschenden Oval Maria Verkündigung. Leider nur noch im Kupferstiche — von Kilian — lebt fort das Hochaltarbild von 1663: St. Margaretha vor der Himmelskönigin. Zu ihren Füßen sieht man das Stift. Die Hofkirche hat noch Zwiebeltürme. Wertvoll ist das Bildnis, weil es uns auch die Pfarrkirche St. Andreas von Göss in klarer gotischer Gestalt zeigt. 1787 wurde sie höchst überflüssigerweise bis auf den Turm demoliert. Alt-Göss ziert auch das Rückebild des einstigen Stiftergrabes. Willig läßt die Gottesmutter ihr Kind einige Schritte vortreten, damit es recht eindringlich dem Stifte und seinen Besitzungen, dargestellt durch das Ortsbild und eine Landkarte, seinen steten Segen gebe. Letztere wird emporgehalten von vier Engelsgestalten, die sich durch Wappenembleme auf der Brust als die vier letzten — Äbtissinnen ausweisen. Von rechts: Florentine Putterer (Butter„stritzel“), Regina von Schrattenbach (schräg fließender Bach), Maria Johanna von Kollonitsch (Wolf und Rad). Der vierte Himmelsbote hat vor der Brust ein Kirchenmodell, das ein eventuelles Wappen verdeckt. Die fünfte Gestalt, just unter der Segenshand, trägt keine Flügel, sondern ein Benediktinerkleid. Kein Zweifel, das ist unser wackerer Chronist, P. Marcellinus Preinmann O. S. B. aus Admont, dazumal Supremus und Beichtvater — und Chef-Protokollant des Stiftes. Man kann vielleicht richtiger sagen, die vier Gestalten sind vier Schutzgeister mit den Abzeichen des Geschlechtes der genannten Äbtissinnen. Der der Khünburger ist ein St. Michael und eine Brünhilde zugleich.

Das entzückendste und geschlossenste Vermächtnis dieser kunsthistorischen Ära, das uns ein gütiges Geschick erhalten, ist ein Hausaltärchen (Tafel 17), das sich schon durch das „Hufeisen“, den Kesselring, an der Kartusche rechts unten als Gösser Besitztum ausweist. Ein wahres Schatzkästchen an glücklicher Gliederung und sorgfältiger Ausführung. Es befindet sich jetzt in der Pfarrkirche zu Traboch vor einem Seitenaltar, der selbst gar nicht groß ist, trotzdem aber unser Altärchen mächtig überragt, so klein ist es in Wirklichkeit. Das Altarblatt zeigt Mariens Aufnahme in den Himmel, in der Tiefe sieht man die freudig erregten Apostel, als Statuetten sehen wir St. Benedikt und St. Scholastika. Laut Dehio stammt es aus dem Jahre 1654. In diesem Jahre wurde das glücklich vollendete Konventsgebäude vollendet und von P. Preinmann benediziert. Zwei Jahre vorher hatte der Blitz in den Kirchturm geschlagen und ihn „halben thail verbrent“, die schwer beschädigte Orgel wurde in die Pfarrkirche übersetzt, über den Ersatz schweigt leider die Chronik. In Leoben gab es in diesem Jahrzehnt keinen nachweisbaren Bildhauer. Durch den „Supremus“ Preinmann stand damals Göss im unmittelbaren Machtbereich des Stiftes Admont. Dort wirkte damals der vielbeschäftigte Georg Remle. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir ihm das Trabocher Altärchen zuweisen.

Äbtissin Barbara Leyserin (1543 — 1566) hat laut Chronik die Vorschanz, die ihre Vorgängerin zu bauen begonnen, „gar vollendt“, aber auch der „Stüffterin Begrebnuss“ erneuern lassen „vnd auf dass beste gezüret“. Dasselbe tat, wie wir bereits gehört, 1643 Äbtissin Kollonitsch. Der Grabaltar stand, wie Karl Bracher nachwies, bis zur Aufhebung einige Schritte vor dem Musikchor in der Kirchenmitte, im rechten Winkel zum Inschriftstein, der es einst zierte und nun in die rechte Seitenwand eingelassen ist. Er trägt Renaissance-Zierat und meldet in Majuskeln, daß hier „Beata Adula“, die Selige Adula, mit ihrer Tochter, der Erstäbtissin Kunigund, in einem Grabe lag. Die Äbtissinengrabsteine der romanischen Zeit sind wohl in den gotischen Neubau vermauert worden, der älteste der erhaltenen, mit Wappenschild und Hirtenstab geziert, trägt den

Namen der „Fra Vrsula von Silberberg“ und die Jahrzahl 1498. Er ist jetzt eingelassen in die Mauerwand des gewölbten Turmzugangs. Daneben dicht gedrängt zehn andere schlichte Epitaphen, sie sind also wohl nach Aufhebung des Stiftsfriedhofes, beziehungsweise Kreuzganges, hieher versetzt worden. Der Grabstein der Barbara von Liechtenstein ist in der Kirche, hier aber sind die ihrer drei Vorgängerinnen Margaretha „Mynderferyn“, Barbara von „Spangstain“ und Amalia „Leisserin“, wie ihrer Nachfolgerinnen Anna „Harrach“, Florentina „Putterin“, Regine von Schrottenbach, Margaretha von „Khienburg“ und Maria Johanna von Kollonitsch. Epitaphen haben hier noch Christoph Veltkircher, Pfarrer von Tragöß und besonderer Wohltäter des Stiftes † 1620, und Simon Planckh, Pfarrer von Veitsberg † 1618. Im Kirchinnern befindet sich der große lebensvolle Grabstein des Beichtvaters Nikolaus Artus Prunner † 1562, der in manieristisch parallel gefältelem Priesterkleide vor dem gut und würdig gearbeiteten Crucifixus betet, am Sockel steht zweifellos als Signum, eine Verschlingung der Buchstaben M und H, und der seines gleichnamigen Vaters und Hochaltarstifters † 1546 (in der Chronik 1543), ferner des Passauerischen Konsistorialrates Sigmund Rephan † 1618, seinerzeit Hauptpfarrer von Pöls, und der Frau Margaretha von Herberstein geb. Racknitz † 1551, „welche in diesem löblichen Stieft ihre Wittibstadt zuebracht“. Acht Söhne und drei Töchter knieen mit ihr vor dem Kreuze.

Eine fürstliche Frau steht Äbtissin Margaretha von Khuenburg auf ihrem Grabstein. (Abb. 11.) Ein mächtiges Pastorale ruht in ihrer Hand. Sie stammte von lutherischen Eltern und ward selbst in dieser Konfession erzogen. Mit 18 Jahren trat sie ins Kloster, 1611 wurde sie zur Äbtissin gewählt „fridsam mit 14 Stimmen“. Der tragische Jugendroman der Äbtissin Barbara von Liechtenstein, der in mancherlei Abwandlungen im steirischen Schrifttum aufschien, ist freimütig in der Chronik angeführt: „Diser Frau bereueffung inss Closter hat verursacht der vnuersechliche Tott Ihres Preutegams, Einess Herrn von Rattmanstorff, wellicher sich mit Einem Ross Anno 1514 erfallen. Zu wellicher gedechtnuss noch ein Saul stehet, wo man von Leoben nach Göss gehet.“ (Dreihufeisenkreuz.) Die Benediktion einer Äbtissin ging mit großer Feierlichkeit vor sich. Auf Seite 120 der Chronik ist sie anschaulich geschildert. Mit Edelknaben und „Offizieren“, mit „Drabanten und Hellepartten“, mit „zierlichen Reden“ des Prokurators und Bischofs. Wenn sie sich auf den geschmückten Thronessel niederläßt, hält — ein Kaplan das Pastorale. Der Kapläne, praktisch die Vorstände der inkorporierten Pfarren, gab es vier und mehr. Samt den Beichtvätern gab es einmal neun Priester „am Hofe“. Die Jahrtagsstiftung der Dietmayer 1354 sah am St. Amandustage 12 Messen vor! Wenn die Äbtissin den Chor betritt, wird sie „beglitt von der Clerisey“. Den Schluß der Feierlichkeit bildete die Angelobung der „Offiziere“, der Stiftsbeamten.

Am 28. April 1651 weihte laut Konsekrationsbuch der Diözese Bischof Johann Markus einen Altar zu Ehren des hl. Sebastian. Ein Altarblatt des Heiligen aus dieser Zeit ist ohne Rahmen noch vorhanden. Die Chronik berichtet darüber nicht, wohl aber, daß in diesem Jahr ein silbernes Pastorale, 12 Mark 14 Lot schwer, beschafft wurde. Des Hochaltars von 1663 wurde bereits gedacht, auch darüber schweigt die Chronik, wie sie überhaupt nach Abberufung des P. Preinmann etliche Jahrzehnte äußerst wortkarg wird. 1694 äscherte „das wilde Feyer“ einen Maierhof ein, 1695 wurde ein neuer aufgeführt. Kostenvoranschlag 9708 fl. Im selben Jahr bestellte die Äbtissin bei Georg Wilhelm Hösenmaier, Goldschmied zu Augsburg, eine kostbare Monstranze „von Purlautteren Goldt vnd Edlgestain“. Sie steuerte bei: 24 Mark „Löttigs Goldt“, 7 große Saphire, 675 Stück Kleinodien „in allerhandt Diamandtsteinern“ und 1073 Rubine. Vom ruhmlosen Ende der Monstranze werden wir noch hören. 1706 deckte der Brucker Klampferer Joseph Schindter die damals zwiebel förmigen Kirchtürme mit Zinnblech, auch eine neue Turmuhr ward beschafft. Im Krankenzimmer wurde eine neue Kapelle „mit einem schenen

altar" erbaut, 1709 ein Florianialtar neu errichtet, 1713 für den Hauptaltar ein neuer Tabernakel erstanden, 1718 eine neue Orgel um 1000 fl aufgestellt, 1720 die Musikchorbrüstung (Abb. 10) mit eleganten Stukkaturen versehen, laut Inschrift von Carolo Formentino, 1730 eine Statue Johannes Nep. „auf den St. Lamprecht wög" aufgesetzt und für die Pfarrkirche eine neue Kanzel geliefert, 1733 der Florianialtar geweiht, 1735 wurden die beiden Filialkirchen St. Lambert und St. Erhart renoviert, mit Stukkaturen und Fresken versehen. Erstere besorgte um 195 fl Johannes Maria Bistolli, letztere der Brucker Maler Johann Christoph Marxer. In vier Feldern stellte er dar das Stammwappen, die zwei Brüder des Heiligen, St. Hidulph und St. Albert, die Auffindung des alten und die Verehrung des jetzigen Grabes „sambt etwelchen Mirakuln". 1738 „ybermalte" Marxer ein Fahnenblatt der Stiftskirche, 1751 wurden drei Fahnenblätter gemalt und der Sebastianialtar gefaßt, 1752 ein Kreuzweg errichtet, 1757 betätigte sich Äbtissin Maria Henrica, die schon „als Fräulle Meisterin" zu derlei Arbeiten „eine Besondere geschicklichkeit" bewiesen hatte, höchsteigehändig als Vergolderin und Reliquien-Einkleiderin, 1761 wurde der Admonter Maler Anton Pötschnick — der einzige Künstler, dessen Namen die Chronik selbst beisteuert — „in die Arbeit genommen". Er „übermalte" das Hochaltarblatt,

Apostel Andreas schreitet rüstig und freudig zum Kreuz, „ganz neu", marmorierte sechs Bilder — doch wohl nur die Rahmen — auf dem „Musig Chor", malte 6 neue Fastenbilder, 5 Antependien, das Altarbild St. Sebastian. „Es seynd auch mehr Altär und Bilder übermallen und gebuzt worden". Volle zwei Jahre hatte der Mann zu tun. 1762 wurde der Sebastianialtar „neu geschnizelt"; bisher stand er neben der Gruft, nun wanderte er in die Nähe des Stifteraltares. Bei der Gruft aber wurde ein neuer Kreuzaltar errichtet „und jenes Crucifix, so



Abb. 11. Grabstein der Äbtissin Margaretha von Khuenburg † 1640

vor Jahren in der Mitte der Kirchen aufgestellt war und hienach viele Jahre ober dem Capelanischen Betstuhl hieng, auch als ein Mirakolose Bildnuss von alters her berühmt ist", neu gefaßt. Ein Johannes Evangelist und ein Marienbild wurden neu geschnitzt; der „Bildhauer von Leoben“ (Matthäus Krenauer) schnitzte eine Kopie der Schmerzhafte Mutter von Freienstein, Pötschnick faßte sie. 1765 wurde der Apostelaltar „ganz neu gemacht“, 1768 der „Einsiedler Thurn in St. Barbara Thurn übersetzt“, 1770 das Johann Nepomuk-Kapellchen neu erbaut. In den Gösser Pfarrmatriken scheinen als Maler und Väter auf: 1716 Johann Schann und 1729 Johann Sigelberg. Ob selbständige Künstler oder Gesellen, haben sie sicherlich im Stifte vielleicht auf längere Dauer Beschäftigung gefunden.

Am 25. Mai 1777 beging Äbtissin Maria Henrica Reichsfreiin von Poppen ihre Goldene Profess. Schon im Fasching hatten Hof- und Konventfrauen ihr zu Ehren ein „kleines Lustspiel“ gedichtet und aufgeführt. Die Apothekerin hatte eine Historie „Ihro Gnaden Stands Wahl“ beigesteuert. Am 1. Mai stellte man zwei Maibäume, mit Gaben „behänckt“, in ihr Zimmer. Am Festtag selbst ward die Dreifaltigkeitskapelle mit Chronogrammen, Spalieren und 83 Lichtern geziert, der Madonnenstatue gab man ein Pastorale in die Hand, ein Pektorale um den Hals. Ein Te Deum ward gesungen, durch ein festliches Spalier ging es in das Tafelzimmer. Hofdichter und Hofkomponisten gratulierten. In Form eines Auerhahns wurde eine Pastete aufgetragen, als man sie öffnete, kam ein „wohlgebildetes Schäffers Mädch“ zum Vorschein, das ein Festgedicht — natürlich Gösser Eigenbau — rezitierte. Aus einer Blumenvase trat ein Knabe und gratulierte. Aus einer Schautorte in Form einer Triumpfpforte, stiegen sechs Engel und verkündeten mit Trompetenschall das Fest. Die Dienstmägde sprachen Verse, der Hofrichter, Rentmeister und Kastner besorgten eine „Feldmusik“. Drei Tage lang dauerte das Familienfest, in kindlichem Eifer vorbereitet, in mütterlicher Liebe entgegengenommen. Das Wetter war mild „und halt alles in Freuden“. Es war, als ginge eine jahrhundertalte Saat in Blumen und Früchten auf. Die Gräzer Zeitung brachte einen langen Festbericht — fünf Jahre später fegte ein Allerhöchster Federstrich alles hinweg. „1782 sünd wier aufgehoben worden. Amen.“ So schließt die Chronik. Was nun folgte, war ein beschämendes Intermezzo von Unverstand, Raffgier, Schlamperei und wieder Unverstand, sodann ein Zwischenspiel von josefinischem Puritanismus mit Ausverkauf der barocken Altäre, Statuen und Bilder.

Am 21. März 1782 erschien Wolf Graf von Stubenberg, Kreishauptmann von Graz, an der Pforte und begehrte, das Allerhöchste Dekret zur Hand, als Aufhebungs-kommissär Einlaß. Äbtissin und Nonnen warden in den Kapitelsaal befohlen, eine stattliche geistliche Familie: 28 Chorfrauen, 22 Laienschwestern, 10 weltliche Schwestern, 3 Novizinnen. Innerhalb sechs Wochen hatten sie ihre Heimstatt zu verlassen. All die Jahrhunderte her waren Töchter der ersten Familien des Landes als Chorfrauen eingetreten und hatten oft recht beträchtliche Summen als Aussteuer mitgebracht. Diese bildeten ja auch den Grundstock des stattlichen Konventbesitzes, der anerkannt gut verwaltet war. Das Reinvermögen wurde denn auch mit 277.781 fl beziffert. So Wolf, Pelican hat 300.928 fl, Theußl 312.718 fl. Trotzdem ward den Exnonnen ein recht kärgliches Austragsgeld bewilligt: Der Äbtissin, die ihren Ring behalten durfte, jährlich 500 fl, den Chorfrauen 200 fl. Ein gewisser Merz, der anzeigte, die Schwestern hätten mächtig viel Geld eingemauert, ward als Lügner erwiesen. Die schwachsinnige Nonne Columba Gräfin von Trautmannsdorf, von der Kommission interniert aufgefunden, ward in der Aufklärungsliteratur als Kronzeugin geführt, daß die Aufhebung eine Art Befreiung aus dem Kerker darstellte; Karl Bracher hat aber anhand von Briefen ihrer Schwester den Beweis geführt, daß hier tendenziös und maßlos übertrieben wurde. Die „Befreiung“ hat aber fürs erste auch brotlos gemacht 5 Priester, 4 Hofmusiker, den Hofrichter mit 6 Beamten

und 52 Angestellte. War also die überstürzte Aufhebung vom sozialen Standpunkt aus gesehen kein Ruhmesblatt, so kennzeichnet sie die Art, wie man mit den geistes- und kunstgeschichtlichen Kulturschätzen des ältesten Stiftes der Grünen Mark umsprang, als einen Schandfleck. „Noch in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erzählte man in Göss von den Halsketten und Perlenschnüren, von den Edelsteinen und anderen Schmuckstücken, die in Göss und in anderen Klöstern von Obersteiermark Madonnenbilder zierten, und die man am Halse der Frauen und Töchter der Aufhebungsmänner wiedergesehen hat.“ (Pelican.) Übertreibungen? Als Antwort nur eine archivalische Notiz. Am 24. Dezember wies das K. k. Fiskalamt einen Rekurs des Grazer Bilderhändlers Gregor Scherer ab. Der Mann hatte zu Göss die große Monstranze im Goldgewicht von 1760 Dukaten, geziert mit 467 Diamanten, 331 Rubinen und 290 Perlen, um — 6900 fl gekauft. Geschätzt ward sie, und damit verlagert sich die Schuld an die Beamten, auf 6727 fl. Der Mann hatte nun die Stirne, 100 fl Rückersatz zu verlangen: 2 Gläser und 3 Steine seien „falsch“ gewesen, „die Stange inwendig“ aus Eisen. Goldschmied Johann Michael Haagner von Bruck untersuchte sie über amtlichen Auftrag und stellte fest: Pures Gold. Staat und Religionsfond aber stellten keine Ersatzforderungen . . . Dazu noch einen Aushub aus einem Rechnungsbericht von den Jahren 1790 — 1793. „Verschiedene alte (!) und schlecht (?) gemahlene Bilder sind verschiedenen Liebhabern gegeben worden um 32 fl 30 kr.“ Gleich den anderen Stiftten besaß Göss zweifellos Reihen von Handschriften, mit Initialen und Miniaturen geschmückt. Die Grazer Universitätsbibliothek, reich an Folianten anderer Stifte, besitzt keine einzige . . .

Eine posthume Ehrung ward dem altehrwürdigen Nonnenkloster zuteil, es ward — **Bischofsitz**. Im Taufbuch der Leobner Dekanatspfarre ist am 13. Mai 1786 ein „Pro Memoria“ eingefügt. Obersteier hat das „unschätzbare Glied, einen eigenen Oberhürthen und Pischoffen“ zu haben und zwar in der Hoch-Reichsgräflichen Person Alexander Franz Joseph aus dem Hause **Engel von und zu Wagrein**. Er war schon durch 2 Jahre von Ihrer Majestät zum Bischof von Leoben ernannt, allein ob gewisser zwischen dem Salzburger und Wiener Hof „obwaltenden Strittigkeiten“ wurden Konfirmation und Konsekrierung verschoben, heute aber ist er um 8 Uhr abends angekommen und hat „unter Abfeyrung der Kanonen, unter Trompetten und Pauken Schall und bey Leittung aller Gloggen des Hoch Adelligen Ex Frauen Stiffst Göss als seinen bestimmten Wohnsitz bezohen.“ An sich also eine Plattform für eine neue kunstgeschichtliche Ära. Allein der erste und letzte Bischof der schönen Bergstadt war, persönlich zwar fromm und liebenswürdig, ein Mann seiner Zeit, laut Grabsteininschrift ein „aufgeklärter Hirt“, Josefiner auch in seiner puritanischen Kunstauffassung. Unter ihm setzte sich die „Entrümpelung“ auch im Gotteshause durch, ein mitleidloser Ausverkauf der „stilwidrigen“ Altäre. Mit Ausnahme des entzückenden Trabocher Altärchens sind sie alle heute verschollen. Kaplan Theussl hat 1898 verdienstvoller Weise Aufzeichnungen des letzten Gösser Kirchenpropstes Thomas Gröblinger veröffentlicht: „Der schöne Hochaltar, nach dem Muster der Xaveri-Kirche in Leoben gebaut“, ward „ganz umgeändert“, die anderen 10 Altäre wurden nach allen Windrichtungen verkauft. Wohin? Gröblinger verrät nur: Der Schutzengel- und Magdalenenaltar kamen nach Leoben-Waasen, sie fielen der Regotisierung zum Opfer. Die Kanzel, „kuppel mit der Hl. Dreifaltigkeit, von Engeln umgeben“ wanderte nach Groß-Stübing, wo sie einer Neuerung weichen mußte. Ein Kruzifix kam nach Leoben-St. Xaver, eine Schmerzhafte Mutter nach Tragöss, ein Kreuzweg und ein Tabernakel nach Altenmarkt a. d. Enns, eine alte Orgel nach St. Michael. Bald kamen auch die Kirchen daran: 1787 wurde die alte Pfarrkirche zum Hl. **Andreas** bis auf den Turm demoliert, aus dem Material das Utzische Haus erbaut. Die **Lamberti-Kirche**, nur noch in den massiven Grundmauern erkenntlich, wurde verkauft und in ein Wohnhaus umgestaltet. „Bei dieser Gelegenheit wurde das schöne Altarbild gestohlen und zwar durch einen Tagelöhner, und

ging, als dessen Keusche in der Dürngasse abbrannte, zu Grunde. Es stellte die Heiligen Oswald, Lambert, Georg, Blasius und Rupertus vor." (Theussl.) Das Konventgebäude, 1651 — 1654 von Peter Franz Carlon aufgeführt, wurde 1827 niedergerissen. Nur der straßenseitige Komplex, 1653 überschrieben, steht noch.

Die Bischofskirche ward josefinisch ausgestattet. Tischlergeselle Franz Kunst, nomen est omen, gilt hier nicht, baute die Altäre, Bildhauer Franz Krenauer von Leoben stellte stimmungslöse Schnitzereien und über die stimmungsvoll stukkierte Chorbrüstung ein gekünsteltes Gitter, Vergolder Tobias Martin Zepper von Kindberg faßte sie. Ein Lichtblick der trüben amüsischen Periode sind die beiden um 1792 von Martin Schmid „Mahler zu Stein“ (Kremser-Schmid) innig, fromm und mit souveräner Künstlerschaft gemalten Seitenaltarblätter Christus am Kreuz und Hl. Familie (Tafel 20). Ein drittes Werk des Künstlers, ein kleiner St. Michael vom Altar der Bischofskapelle, befindet sich heute zu Graz im Privatbesitz.

Kriegslärm im Klostergarten, weltgeschichtliches Streif-

darf gerechter Weise anerkennen, daß sie dieselben takt- und pietätvoll verwaltet und mit Bedacht den Stiftscharakter wahrt. So führen die Liegenschaften im Kanzleiverkehr wieder die einstigen Namen: Abtei, Konvent, Brunnenhöfl usw., auch machen die einstigen Stiftsgebäude einen durchaus gepflegten Eindruck.

Doch unser Abschiedsgedanke an dieser geheiligten und ruhmreichen Stätte soll den hochgeborenen und gottgeweihten Frauen gelten, die viele Jahrhunderte hier segensreich wirkten. „Durch die des Lesens und Schreibens kundigen Frauen von Nonnberg“ schreibt Tomek in seiner großen Diözesangeschichte, „die eine Kolonie nach Göss sendeten, kamen seit der Römerherrschaft zum erstenmal wieder gebildete Frauen auf steirischen



Abb. 12. St. Catharina

licht auf die monastische Idylle: Franzosen „erobern“ das geräumte Göss, Napoleon Bonaparte zieht am 10. April 1797 ein, nimmt im bischöflichen Palais, einst Abtei, Logis. Im „Chateau d'Eckenwald“, Gartenhaus Eggenwald, wird der „Vorfriede von Leoben“ geschlossen. Zeitgenössischer Ausklang: Das nachweisbar erste „Gösser Brauhaus“ führte laut dem Gösser Urbar vor 1459 der „Pirprewer“ Lenhart Newmaister. Am 19. April 1652 wurde dem bereits genannten „Maller Joan. Ling“, einer der interessantesten Köpfe unter den zahlreichen Musensöhnen Leobens, von Richter und Rat „das Beneficium des Püerpreuers“ feierlich verliehen. Stiftshof und Stiftsgebäude gehören heute der Gösser Brauerei A. G. Man

Boden und ihr Einfluß auf die Sittigung des weiblichen Geschlechts der vornehmen Stände in Steiermark darf nicht gering angeschlagen werden". Die Pfalzgrafentochter Kunigund I., die Erstältissin, nur dem Kaiser und Papst untertan, galt als Reichsfürstin. Ihr waren zwei Enkelinnen des Kaisers Otto II. zur Erziehung übergeben, Sophie und Ida, die Töchter der Schwester des Kaisers Otto III., vermählt mit dem Pfalzgrafen Ezzo von Lothringen.

Der Gösser Schule entsprossen, nahmen sie im Kanonissenstift Gandersheim den Schleier; Ida ward dort Äbtissin, wo die früheste Dichterin Deutschlands, Roswitha, die „ersten dramatischen Dichtungen seit dem Altertume schrieb“. (Bartels.) In ihrer tiefgründigen Inaugural-

Dissertation „Das Frauenkloster zu Göss in seiner persönlichen Zusammensetzung“ untersuchte Emilie Aichberger 1949 die ständische Rangordnung der Gösser Äbtissinnen und Chorfrauen: Äbtissin Adelheid von Spanheim war eine Kärntner Herzogtochter, ihre Nachfolgerin Otilie I von Gutenberg die letzte nachweislich hochfreie Äbtissin von

Göss. Noch im 14. Jahrhundert stammen sämtliche Äbtissinnen aus ritter-

1544 vor den Visitatoren des Königs, ohne zu erröten, fordern, daß ihrem Stifte nach Anzahl der Konventfrauen und „Zucht-Jungfrauen“ in des Römischen Kaisers Erblanden „kein Kloster bevor seyn soll“. 54 Adelspersonen ohne entsprechendes Einkommen würden hier betreut, 26 Jungfrauen, lauter „Graffen, Herrn, Ritter und Adls Döchter“ erzo-gen. Sie nahmen nicht alle den Schleier, die meisten traten ins Weltleben zurück und waren Schloßfrauen, Gutsherrinnen, waren Mütter und Großmütter. Man müßte den fraulichen Nachahmungstrieb nicht kennen, wollte man nicht annehmen, daß das, was die adeligen Klosterschülerinnen in Göss lernten, nicht auch als „gesunkenes Kulturgut“ ins Volk sickerte, in die Kreise der Bürger, Handwerker, Bauern und Werk-tätigen ...



Abb. 13. St. Barbara

lichen Häusern, im 15. Jahrhundert sind 96 von 100 Insassen adeligen Blutes . . . Also eine hochgeborene exklusive Gesellschaft blaublütiger Nichtstuer? Loserth stellte fest, daß 1529 der protestantische Adel Steiermarks Göss hohes Lob zollte und die steirischen Landstände seine erzieherischen und sozialen Leistungen folgend anerkannten: „Das Stift nimmt in der Tat viele Adelskinder und Jungfrauen auf, die kein Erbgut besitzen, hier ihr Dasein in Achtbarkeit fristen, während sie andergestalt dem Adel leicht zum Spott und Laster werden könnten . . . Sie alle oder doch der Großteil des Adels würde schwer geschädigt, wenn ein solches Kloster in Abfall käme.“ So durfte die Äbtissin Amalia Leisserin

Doch warum mit der Apologie so „standesbewußt“ in den höheren Regionen schweben? Beweiskräftigeres ist im „Sektor“ der Caritas zu betonen. Am 28. Februar 1782 bat die letzte Äbtissin Gabriele Freyin von Schafmann „zu den Füßen der Majestät“ um „fernere Beybelassen“. Ihre Supplik begründete sie abschließend so: Seit vielen Jahrhunderten erhält das Stift ein Spital für etliche 30 Arme, ein Siechenhaus von 8 bis 10 bresthaften Personen, eine Apotheke u m s o n s t für die umliegende Bauernschaft. „Um sich dem Staate noch nützlicher zu machen, erklärt es sich bereit, in die Zukunft den Mädchen der hiesigen Gegend die Normalschul zu lehren.“ Umsonst, es hätte wohl noch weniger gefruchtet, wenn Äbtissin Gabriele mit der Äbtissin Amalia 1544, in einer Zeit also, wo sonst in Männer- und Frauenklöstern die alte Zucht und Glaubensinnigkeit in Agonie lagen, geltend gemacht hätte: Kaiser Heinrich II. nannte Göss „ausstrukhlichen ihr liebs Gottshauss“. Darin beten und singen sie nun noch wie eh und je „bey Tag vnd Nacht die Horas“, Prim, Terz, Sext, Non, Vesper vnd Completorium, „darin uns weder Hüß noch Költen, noch ichtes anders irren“. Vorüber, vorbei.

Eine vielhundertjährige vielfältige Kulturleistung ist 1782 unverdient beendet, überreiches Kulturgut schnöde der Vergangenheit überantwortet worden. Aus dem, was uns verblieb, seien nur zwei kostbare Besitztümer Steiermarks und Österreichs genannt: Die Pergamenturkunde 904 als die älteste unseres Landesarchivs und die „Goldbulle“ 1020, die einzig erhaltene Heinrich II., zugleich die älteste Goldbulle eines deutschen Kaisers. Das Siegel ist in pures Gold gedrückt, an der Unterschrift hat der Kaiser nur den Querstrich gezogen.

Und nun noch einige Worte über den hochinteressanten Mann, dem wir vielleicht die Anregung, jedenfalls die Durchführung der Gründung des ersten steirischen Stiftes danken. Erzbischof A r i b o war der gefeierte Bischof und Mäzen seiner Zeit. Ekkehard IV. von St. Gallen nennt ihn den „berühmtesten Spiegel der Kirche“, ein anderer Zeitgenosse, der gelehrte Abt Bern von Reichenau, preist ihn als „duftende Blüte der Priester“, als „Zierde der Bischöfe“. Selbst ein namhafter Schriftsteller, war er ein tatkräftiger Freund der Wissenschaft, Literatur und Kunst. Er schätzte „die alten Recken der deutschen Heldensage“. Ekkehard IV., den er als Leiter an seine Domschule in Mainz berief, gab er den Auftrag, das Walthari-Lied Ekkehard I. von entstellenden Vulgarismen zu reinigen. Dieser mußte auch über Aribos Einladung die Inschriften der Fresken dichten, mit denen der Erzbischof seinen von ihm wiederaufgebauten Dom großzügig zu schmücken gedachte. Ekkehard verfaßte auch die Grabschrift für seinen Mäzen, den er darin als „Berater der Könige, die Hoffnung des Reiches, die Richtschnur der Gesetze und der wahren Religion“ feierte. Zweimal in seinem Bistum Klosterstifter, war er als „Deutscher Kanzler“ nach dem Kaiser der mächtigste Mann des Reiches. Nach dem Tode Heinrich II. gab er bei der Kaiserwahl „mit freudigem Herzen“ als erster Kurfürst seine Stimme für Konrad II. ab, worauf die „anderen Großen des Reiches“ willig seinem Beispiel folgten. Er war es auch, der dem neuen Kaiser die Krone auf das Haupt setzte. Trotzdem vergaß der mächtige Mann nicht des Stiftes Göss. Anno 1026 geleitete er persönlich fünf Kanonissen, zwei Stiftsfräulein und drei Chorfrauen aus Gandersheim, die sich seinem Schutze anvertraut hatten, in das „Jungfrauenstift, dem die Schwester des Erzbischofs vorstand“ — das letztmal, da wir von Äbtissin Kunigund hören. Resolut und selbstbewußt, scheint sie des Bruders gleichgeartete Schwester gewesen zu sein: Die Äbtissin von Gandersheim beschwerte sich bei ihrem zuständigen Bischof über die „Entführung“. Der Kirchenfürst sandte zwei Kapläne nach Göss mit Briefen, die die „Herausgabe“ der Gandersheimerinnen forderten. Die Äbtissin zerriß die Episteln und bedeutete den Abgesandten, „so ihnen ihr Leben lieb sei“ Göss schleunig zu verlassen. Also sprach die reichsunmittelbare, geistlich nur dem Papst unterstellte Erstäbtissin von Gossia.